



Brief

E-Mails an die Psychosoziale Beratungsstelle häuften sich in der Pandemie.

Interview, S. 6

Wahl

Welche Lokalmedien noch genutzt werden, und wie sie überleben können.

Thema, S. 8 & 9

Antrag

... genehmigt: Die erste Distillery-Party seit Beginn der Pandemie fand statt.

Service, S. 13

Uns gibt's
auch
online:



www.luhze.de

GLOSSE

Et tu, Deuschrap?

Also jetzt mal ganz spekulativ / Angenommen du schriebst mal ein Lied / In dem du Frauen*recht verachtetest / Dabei gangstermäßig lachtest / Dann ist das erstmal einfach nur Musik // Dummerweise aber ist dein Frauen*hass / Viel realer als die Lines über den Knast. // Schnapp macht das Krokodil, Toilettentür zu. / Ja wer hätte das gedacht: Deuschrap, you too? // Wenn sie* dir dann öffentlich Vorwürfe macht / Bist du erstmal, und das glaub ich dir, so richtig überrascht. // Du hast natürlich nichts getan und damit alle das kapieren / Ist der effektivste Schritt: Opfer diskreditieren. // Denn: in dubio pro reo; alle glauben dir, so schräg / Obwohl der Falschbeschuldigungsanteil nur drei Prozent beträgt // Und doch: juristisch Vergewaltigung erreicht / Vor Gericht wird es für dich dann nicht so leicht / Sie* zeigt dich an und du siehst, im Endeffekt / Ist doch nicht alles von der Kunstfreiheit gedeckt.

Die unendliche Geschichte

Warum der Konflikt um die Kanzel nicht zur Ruhe kommt



Nach der Begutachtung eines maßstabgetreuen Modells der historischen Barockkanzel im Paulinum sprach sich die Kanzelkommission dafür aus, das Original aufzuhängen. Das hängt aber bis heute nicht. Einen Artikel über die Hintergründe lest ihr auf Seite 5. Um ein weiteres Einrichtungstück des Paulinums, die Orgeln, geht es auf Seite 7. Foto: Swen Reichhold / Universität Leipzig

Endlich wieder in Leipzig studieren

Wo und wie im Wintersemester gelehrt wird

Nach drei Semestern digitaler Lehre bereiten sich die Hochschulen Leipzigs wieder auf die Rückkehr zum Normalbetrieb vor. *luhze* hat alle Fakultäten der Universität sowie die Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) Leipzig nach den Plänen zur Durchführung des Wintersemesters gefragt. Vorab: Sieben der 14 Fakultäten der Universität halten sich mit einem endgültigen Statement noch bedeckt.

Die sportwissenschaftliche Fakultät, sowie die Fakultät für Physik und Geowissenschaften und die für Sozialwissenschaften und Philosophie verweisen auf den Rundbrief für Studierende vom Juni. Die Fakultät für Lebenswissenschaften, die für Mathematik und Informatik, sowie die medizinische und theologische Fakultät

haben auf unsere Anfrage nicht geantwortet.

Wie der Website der HTWK zu entnehmen ist, soll der Normalbetrieb ab dem Wintersemester 2021/22 weitestgehend wieder aufgenommen werden. Ein digitales Zuschalten zu Präsenzveranstaltungen soll möglich sein. Laborpraktika werden an der Universität weiterhin unter Berücksichtigung der Hygienemaßnahmen in Präsenz stattfinden, wie die Dekane der Fakultäten für Chemie und Mineralogie und für Veterinärmedizin bestätigten. Unklar dagegen ist, in welcher Form die künstlerisch-musischen Lehrformate der Fakultät für Geschichte, Kultur- und Regionalwissenschaften organisiert werden. Es werde versucht, kleinen Gruppen Präsenzlehre zu ermöglichen, so ein Professor am Institut für Musik-

wissenschaft. Er appelliert an alle Studierenden, sich im Sommer impfen zu lassen.

Die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät plant ebenfalls, ihre Lehrveranstaltungen möglichst in Präsenz durchzuführen. Der Studiendekan warnt aber, dass bei ungünstigem Pandemieverlauf eine Maskenpflicht bestünde, oder sogar wieder auf digitale Lehre umgestellt werden müsse. Für kleinere Gruppen sei auch eine Hybridlösung möglich.

Hybridformate haben sich bereits zu Beginn des vergangenen Semesters teilweise bewährt. Laut dem Studiendekan der veterinärmedizinischen Fakultät sollen die Vorlesungen während der Vorklinik mit hybriden Konzepten umgesetzt werden. Besonders in der juristischen Fakultät waren die Resonanzen zu diesen Lehrformaten positiv, teilt uns der Dekan

mit. Er hofft vor allem auf das Wegfallen der 1,5 Meter-Abstandsregel. Diese mache es notwendig, die Vorlesungen in sechs Gruppen für den Wechselunterricht einzuteilen, was zur Folge hätte, dass Studierende lediglich zwei bis drei Mal im Semester Präsenzunterricht hätten.

Wie der Dekan der philologischen Fakultät mitteilt, stehe und falle die Planung des Wintersemesters mit der weiteren Pandemieentwicklung und dem Vorschreiten der Impfkampagne. Die Planungen des nächsten Semesters müssen demnach flexibel gehalten werden. Seit anderthalb Jahren finden alle Lehrveranstaltungen digital statt, was für Lehrende sowie Studierende belastend sei.

Ähnliche Aussagen traf die Dekanin der erziehungswissenschaftlichen Fakultät: Kleine

Veranstaltungen finden vielleicht in Präsenz statt, die Vorlesungen eher in hybrider oder digitaler Form. Die engen Räume der Fakultät erschweren Präsenztreffen zusätzlich, da sie die Einhaltung der Abstandsregeln nicht zuließen.

Die Fakultäten sind sich einig, dass der technische Ausbau der Universität im Zuge der Pandemie auf lange Sicht viele Vorteile birgt. So plant beispielsweise die Juristenfakultät die Einrichtung eines Livestreams während der Vorlesungen. Die Dekanin der erziehungswissenschaftlichen Fakultät sagt: „Lehrende hatten pandemiebedingt über Nacht mit der Herausforderung des *Digital Turns* umzugehen. Warum sollten wir davon – auch mit Blick auf Chancengleichheit – in Zukunft absehen?“

Laurenz Walter

MELDUNGEN

Abschaffen heißt jetzt Überwinden

Evaluation der Waffenverbotszone liegt vor

Pilotprojekt

In Leipzig sollen ab Herbst E-Scooter mit der LeipzigMove-App ausleihbar sein. Das teilte der Sprecher der Leipziger Verkehrsbetriebe Marc Backhaus der Bild-Zeitung mit. Das Angebot ist vorerst als zweijähriges Pilotprojekt angesetzt. Die Roller dürfen ohne Führerschein benutzt werden und kommen auf eine Höchstgeschwindigkeit von bis zu 20 Stundenkilometer. E-Scooter sollen an 30 Mobilitätsstationen der Stadt ausleihbar sein und auch nur dort zurückgegeben werden können. Reine E-Scooter-Verleihstationen innerhalb des Promenadenrings und Flexzonen werden von der Stadt Leipzig abgelehnt. Wie viele Roller es sein werden und was sie kosten sollen, ist noch unklar.

Haltung

Das Aktionsnetzwerk *Leipzig nimmt Platz* hat das rechtsextreme Compact Magazin im Juni auf Unterlassung verklagt. Im Magazin wird behauptet, dass sich gewaltbereite Gruppierungen im Netzwerk beteiligen. Laut Jürgen Kasek, Rechtsanwalt des Netzwerkes, sind die Angaben des Magazins bewusst wahrheitswidrig. Die erste Verhandlung vor dem Landgericht Sachsen am 25. Juni blieb ohne Ergebnis. Das Gericht schlug vor, einen Vergleich zu vereinbaren, wenn das Magazin die Aussage solcher Behauptungen unterließe. Beide Parteien lehnten dies laut dem Stadtmagazin Kreuzer ab. Der AfD-Landtagsabgeordnete Roland Ulbrich hat das Magazin vor dem Landgericht verteidigt, so der Kreuzer weiter. Mitte Juli soll eine Entscheidung getroffen werden.

Belohnung

Am 18. Juni hat das Dezernat Jugend, Schule und Demokratie fünf Unternehmen und Einrichtungen mit dem Familienfreundlichkeitspreis der Stadt Leipzig ausgezeichnet. Die Kinderjury wählte für ihren mit 2.000 Euro dotierten Preis ein Kooperationsprojekt des Caritas Familienzentrums Grünau, des Vereins Dezentral und dem Haus Steinstraße. Laut dem Familienzentrum war vor allem das analoge Angebot für Kinder gewinnbringend, die durch das Fehlen entsprechender Hardware keinen Zugang zur Online-Lehre hatten. Der zum 13. Mal vergebene Preis ist laut Oberbürgermeister Burkhard Jung (SPD) in Pandemiezeiten besonders wichtig, um familienfreundliches Engagement sichtbar zu machen.

Elisa Mohr

Seit dem 5. November 2018 stehen rund um die Eisenbahnstraße Schilder, die darauf aufmerksam machen, dass in dem Gebiet nicht nur das Mitführen von Waffen, sondern auch von „gefährlichen Gegenständen“ verboten ist. 947 Tage später verkündete am 9. Juni 2021 Landesinnenminister Roland Wöllner (CDU) auf der Pressekonferenz zu den Ergebnissen einer Evaluation der Waffenverbotszone (WVZ), diese solle „überwunden“ werden. Im März hatte das Sächsische Obergericht das Verbot des Mitführens gefährlicher Gegenstände für unwirksam erklärt. Die Schilder stehen immer noch.

Nach jahrzehntelangem Leerstand und Vernachlässigung etablierte sich Mitte der 2010er Jahre ein Bild der Eisenbahnstraße als „gefährlichste Straße Deutschlands“. Am 25. Juni 2016 kam es tatsächlich zu einer tödlichen Schießerei zwischen zwei Roker*innenbanden. Vor dem Hintergrund reißerischer Überschriften drängte der damalige Innenminister Markus Ulbig (CDU) dazu, den Leipziger Stadtteil mit der damals zweithöchsten Straftatenquote mit besonderen Kontrollmaßnahmen zu versehen.

Die Gruppe Copwatch Leipzig, welche sich kritisch mit polizeilichen Aktivitäten auseinandersetzt, sieht in der Waffenverbotszone einen Versuch, staatliche Kontrolle auszubauen: „Wir glauben, dass



Gefährliche Gegenstände sind wieder erlaubt. Foto: Julius Mau

das CDU-geführte Innenministerium und die Polizei ein neues Instrument für den polizeilichen Werkzeugkasten erproben wollten. Die Eisi mit dem Narrativ der ‚gefährlichsten Straße Deutschlands‘ war da eine gute Legitimation“, sagt eine Sprecherin der Gruppe. Dass die Menschen im Quartier überdurchschnittlich jung, arm und migrantisch sind, zeige zudem eine strukturell diskriminierende Dimension der WVZ auf. „Ein besserer Ansatz zur Lösung von sozialen Konflikten im Viertel wäre, die Ursachen anzugehen, beispielsweise mit einem Konzept für ‚Sozioökonomische Sicherheit‘. Dieses sollte vor allem die Sicherheit derer in den Blick nehmen, die von gesellschaftlicher Ausgrenzung und diskriminierender Gewalt betroffen sind.“

Zum Zweck der WVZ äußerte Polizeipräsident René Demmler auf oben genannter Pressekonferenz, dass „die Waffenverbotszone nicht eingerichtet wurde, um zu kontrollieren. Vielmehr sollte verhindert werden, dass gefährliche Gegenstände oder Waffen eingebracht werden.“ Um die Verbote durchzusetzen, darf die Polizei in der Zone Personen anlasslos kontrollieren. Zu Unterstellungen von strukturellem Rassismus in der Polizei äußerte sich Demmler: „Racial Profiling geht gar nicht“, es sei verboten. Allerdings gebe es – für *luhze* nicht überprüfbar – polizeiliche Erkenntnisse, dass Täter*innen vorwiegend aus dem „arabischen Raum“ kämen, sodass die Polizei „nicht bloß Deutsche“ kontrollieren könne.

In der vom Stadtrat geforderten

Evaluation der Verbotszone untersuchte ein Team unter Kurt Mühler, Soziologe an der Universität Leipzig, und Marschel Schöne von der Hochschule der Sächsischen Polizei, ob die WVZ eine Auswirkung auf die Kriminalitätsstatistik hatte. Das Ergebnis: Es gab keinen erwähnenswerten Effekt auf die Kriminalität im Kiez. Zudem hat sich das Sicherheitsempfinden der Anwohner*innen auch nicht verändert. Auf dieses wirken sich eher die relativ hohe Konzentration junger Männergruppen, die Verkehrsunsicherheit, eine befürchtete Drogenkriminalität, und das allgemein als unsauber empfundene Straßensbild der Gegend aus. Viele Bewohner*innen sehen die Lösung dieser Probleme nicht in erhöhter Polizeipräsenz: Ein Drittel der Befragten hat kein Vertrauen in Polizeiarbeit im Allgemeinen.

Das Resümee, welches das Innenministerium und die Leipziger Polizei aus der Evaluierung ziehen, ist, ihre „Reaktionsfähigkeit steigern“ zu wollen. Aus Äußerungen in ihrer Pressekonferenz geht hervor, dass sie die Eisenbahnstraße mit mehr Fuß- und Fahrradstreifenpolizist*innen versehen wollen. Zudem planen sie eine Polizeistation im Kiez zu errichten, es fehle zurzeit aber noch die passende Immobilie. Laut Innenminister Wöllner soll die WVZ nun zügig abgeschafft werden.

Julius Mau



Leipzig soll schiffbar mit dem Meer verbunden werden. Das ist Carl Heines große Vision. Der Leipziger Rechtsanwalt, der später auch oft mit K geschrieben wird, kauft dafür Mitte des 19. Jahrhunderts Grundstücke im damals sumpfigen Leipziger Westen. 1856 beginnt Heine mit dem Bau des

ersten Kanalstücks, das heute seinen Namen trägt.

Der Kanal soll Leipzig mit der Saale und perspektivisch mit der Elbe, der Nordsee und dem boomenden Überseehandel verbinden. Durch die Aushebung des Kanals wird das Sumpfgebiet trocken und der Grundstein für die heutige Besiedlung der Gegend gelegt. Die trockengelegten Grundstücke verkauft Heine, um den Bau des Kanals zu finanzieren.

Karl-Heine-Kanal

Dabei werden auch Grundstücke verkauft, die eigentlich für den Bau des Kanals benötigt werden. So entstehen Windungen und Schlingelinien, anstatt der eigentlich geplanten geraden Linie. Doch Carl Heine sollte seinen Traum nie realisieren können. Der Mann mit den großen Plänen stirbt 1888 und ein Weltkrieg kommt der Vollendung in die Quere.

Dabei fehlen dem Kanal nur noch rund sieben Kilometer bis zur Saale. In Wüsteneutzsch befindet sich auch schon eine gebaute Schleuse, die seit Jahrzehnten ohne jeglichen Wasseranschluss in der Landschaft steht – 100 Meter lang und zehn Meter hoch. Über die Jahre verwandelte sich der Karl-Heine-Kanal jedoch in eine Mülldeponie und wird vergessen. Erst 1990 entdeckt ein Leipziger Kanu-Slalomtrainer den Kanal wieder. Jahrelang wird das Wasser von den Chemikalien und Verschmutzungen gesäubert.

Sabine Heymann glaubt noch an die Vollendung der Kanalverbindung. Als Leiterin des Vereins

Wasser-Stadt-Leipzig setzt sie sich für Heines Traum ein. 2015 dann der erste Erfolg: Durch vereinte Mühen der Stadtverwaltung und des Vereins wird der bis dahin abgetrennte Lindenaauer Hafen mit dem Karl-Heine-Kanal verbunden.

Doch die Vollendung des Elster-Saale-Kanals, das Verbindungsstück zwischen dem Lindenaauer Hafen und der Saale, erweise sich als schwieriger, so Heymann. Insbesondere die Landesregierung von Sachsen-Anhalt sehe hier keine Prioritäten. Die Schleuse in Wüsteneutzsch soll jedoch nicht für die geplante Kanalverbindung verwendet werden. Stattdessen soll es ein Schiffshebewerk geben. „Das ist viel wassersparender. Durch eine Schleuse würden wir zu viel Wasser an die Saale verlieren“, sagt Heymann. Ob die Realisierung möglich sein wird, wird sich zeigen. Heymann und ihre Mitstreiter*innen setzten sich jedenfalls stetig dafür ein, dass wir eines Tages Sterni auch nach Hamburg verschiffen können.

Sanja Steinwand



Beliebtes Ausflugsziel

Foto: sst

Film was du willst!

Mit dem Hitness Club zieht ein neuer Sender in die Leipziger TV-Landschaft ein

In das wild plakatierte Backsteingebäude in der Eisenbahnstraße Ecke Hermann-Liebmann-Straße einzutreten, kühlt an diesem sonnigen Nachmittag angenehm. Dass hier einmal der Partyschuppen „Okapi“ beheimatet war, lässt nur der Bartresen gegenüber der Eingangstür errahnen. Rechts weist ein Turm aus diversen technischen Geräten auf den neuen Bewohner hin: der Hitness Club, ein laut Selbstbeschreibung „unabhängiges Fernsehkollektiv mit Hang zu Experimentellem und Musik“.

Vorbild war der freie New Yorker Fernsehsender „8 Ball TV“. In Sachsen ist das Leipziger Projekt in Sachen freies Fernsehen Pionier: Das Kollektiv habe am Anfang offen für alles sein wollen, erzählt Achim, der beim Hitness Club für den Internetauftritt zuständig ist. „Dann haben wir gemerkt, dass wir eine Struktur brauchen.“ Inzwischen hat das Projekt zum Beispiel diskriminierende Inhalte verboten. Dass um diesen gemeinsamen Nenner herum aber viel Platz ist, beweisen die unterschiedlichen Interessen der drei von zehn ehrenamtlich aktiven Mitgliedern, die heute da sind: außer Achim auch Rotte und Max.

Der heutige Dreh ist kurzfristig abgesagt worden – dass spontane Änderungen im Hitness-Zeitplan normal sind, wird sich fünf Tage später noch zeigen. Während Rotte und Achim es sich auf Barhockern bequem machen, werkelt Max im Hintergrund hinter dem Technik-Turm eine gemütliche Sitz-ecke und am Ende des Geschosses eine hellgrün gestrichene Wand. „Das ist unser Greenscreen-Raum“, sagt Rotte, „Damit kann man sich in jede Welt reinkatapultieren.“

Der Hitness Club arbeitet aber auch außerhalb der eigenen vier Wände: im mobilen TV-Studio, mit dem das Team letztes Jahr auf dem Lindenow-Festival war oder in externen Locations. Jede*r darf mitmachen. Die notwendige Technik erklärt das Team bei Be-



Mit dem Greenscreen-Raum lässt sich jede beliebige Umwelt simulieren.

Foto: Achim Kolba

darf. Das Konzept hat der Club mit einem Pop-Up-Studio letzten Juni erprobt. „Darüber bin ich reingerutscht, war aber schon vorher mit Achim befreundet“, sagt Rotte. Jede*r habe sich hinter die Kamera stellen können. Die Idee für die eigene Website „hitness.club“ ist ein Jahr älter: „Sie war zufällig fertig als Corona losging“, sagt Achim. Im ersten Lockdown hätten dann viele Künstler*innen die Plattform genutzt und aus ihrem Wohnzimmer gestreamt. So ist auch Rottes „Queerobic“-Show entstanden, die täglich um 13.12 Uhr läuft.

Hallo, ich bin 'ne tote Ratte

Achim hat die Webseite in einer Art Retro-Space-Design erstellt. Er trägt heute eine leuchtend orange Mütze, deren Form ein bisschen an einen Aluhut erinnert. „Ich fand es komisch, dass alle ähnlichen Projekte ihre Sachen bei großen Plattformen anbieten“, sagt der studierte Multimedia-Designer. Die Website solle ein DIY-Platz im Internet sein, wie es ihn auch in der Stadt gebe. In der Internet-AG des Kollektivs sei er zurzeit aber leider das einzige Mitglied, gesteht Achim lachend.

Klickt man auf einen kleinen Sticker rechts unten auf der Startseite von „Hitness Club“, gelangt man auf die externe Crowdfun-

ding-Website, die Aktion ist aber schon vorbei. „Hallo, ich bin 'ne tote Ratte, bitte spendet Geld für den Hitness Club“, wird man am Ende eines lustigen Werbevideos aufgefordert. Bisher soll nämlich nur die Technik von der Kulturstiftung der Länder gefördert werden. Die übrigen monatlichen Unkosten beliefen sich auf 1.600 Euro, sagt Achim. Für eine Unterstützung durch die Stadt sei der Hitness Club aber noch nicht etabliert genug.

Das hält Rotte nicht davon ab, weiter zu planen: „In den Keller kommt das Kostüm- und Requisitenlager“, sagt Rotte und zeigt in Richtung Bartresen, hinter dem man in die „kunterbunte Hölle“ im Untergeschoss hinabsteigen kann. Wenn der Hitness-Club einmal richtig läuft und Corona-Einschränkungen wegfallen, möchte Rotte Queer-Show-Abende veranstalten, bei denen Menschen sich einfach anmelden und dann vor Freund*innen oder anderen ihre „kleinen oder großen Talente“ zeigen können.

Max unterbricht das Gespräch und serviert Kamillentee. Er studiert Ernährungswissenschaften und plant eine Show zu „Kochen und sowas“. „Kannst du mir vielleicht eine Limo mitbringen?“, fragt Achim ihn, als er zum Kiosk aufbricht. „Limo ist Gift“, erwidert Max nur. Rotte und Achim brechen in Gelächter

aus. Die gewünschten Getränke bringt Max trotzdem mit.

Hitness fliegt aus

Fünf Tage später, an einem Samstagabend, steht für den Hitness Club das Filmen einer Performance in der Galerie KUB in Leipziger Süden an. Kurzfristig wird der Dreh ins eigene Studio verlegt, nur um dann doch wieder in der Galerie stattzufinden. Von Volkmarisdorf aus geht es daher mit dem Fahrrad durch Leipzig Richtung Südvorstadt. Heute sind Anita, Achim und Charlotte dabei. Sie wissen nicht, dass ihnen noch ein langer Abend bevorsteht.

Nach einem kurzen Aldi-Abstecher müssen sie, in der Galerie angekommen, nämlich erst einmal warten, weil die Räumlichkeiten noch belegt sind. Im vorderen Bereich arbeitet ein Team an einer Kombination unterschiedlicher Beamer- und Bildschirmprojektionen mit Ton. Weiter hinten läuft eine Performance zu Ende, bei der ein Künstler eine Leinwand bemalt, an deren Rückseite Sensoren angebracht sind, die Töne erzeugen. Ein weiterer Künstler tanzt dazu.

Im Innenhof der Galerie machen Anita, Achim und Charlotte es sich daher mit Snacks und Getränken bequem. Sie scherzen über Ideen für weitere Hitness-Projekte. Charlotte plant

schon seit längerem eine Serie über Ärzt*innen: „Die tun so, als seien sie kompetent, ihre Zertifikate sind aber gefälscht.“ Nach einigem Hin und Her kann das Hitness-Team gegen 19.30 Uhr aufbauen. Die Performance startet etwa eine Stunde später – oder besser: das Üben der Performance.

Video gut, alles gut

Der Auftritt ist nämlich noch eine Probe: „Wir haben bisher erst einmal zusammen Musik gemacht“, erzählt Aliya. Sie begleitet mit einem Synthesizer Beats, die von Elia kommen. Die beiden sitzen auf dem Boden und starren konzentriert auf ihre Instrumente. Es scheint so, als könnten sie ganz ausblenden, wie das Hitness-Team um sie herum in ständig wechselnden Konstellationen die musikalische Performance aufzeichnet.

Mit Achims Kommentar „Film was du willst!“ werde auch ich Teil der Dreharbeiten. Unbeholfen zoomte ich auf die Hände und Augen von Elia und Aliya. Dann entspanne ich mich immer mehr und filme auch Anita, während sie nebenbei isst, und Achim, der mit einer anderen Kamera um das Musik-Duo kreist. Parallel können alle ihre Arbeit live auf einem Laptop und einem alten Fernsehbildschirm mitverfolgen und mit Special Effects bearbeiten.

„Seid ihr fertig?“, fragt Achim irgendwann, als Aliya und Elia sich schon unterhalten, die Musik aber noch läuft. Die Performance ist diskret ausgelaufen, Aliya ist mit dem Ergebnis nicht hundertprozentig glücklich: „Zwischen den Beats wusste ich manchmal nicht, wo ich noch Platz habe.“ Achim lächelt dagegen entspannt und verlässt den Raum zum Räumen. Charlotte und Anita räumen das Equipment zusammen. Auch ihre Erwartungen wurden an diesem Abend enttäuscht: Sie dachten, dass es um 16 Uhr im Studio losgeht – sechs Stunden später ist die Luft bei ihnen raus.

Sarah El Sheimy

Checkliste vor der Sommerpause:

Prüfungsphase rocken!

Briefwahl beantragen.

Sozialen Klimaschutz wählen!

Ab 16.08.

Briefwahl zur Bundestagswahl

Deine Stimme für:

DIE LINKE.

www.dielinke-leipzig.de

MELDUNGEN

Ungeschützt

Erneut mussten Ende Juni Sicherheitslücken im Buchungssystem der Unibibliothek geschlossen werden. Eine *luhze*-Recherche ergab, dass Nutzer*innen Buchungsinformationen jeglicher Bibliotheksnummer nachverfolgen konnten. Damit hätte man vor Ort zukünftige Sitzplätze und Zeitpunkte einer Person nachverfolgen können. Klarnamen waren nicht auslesbar. Bereits im Mai fand *luhze* ungesicherte URLs, die Buchungsdaten freigaben.

Selbstbestimmt

Seit dem 22. Juni ist es der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) erlaubt, eigenverantwortlich die Qualität ihrer Studiengänge zu evaluieren. Der Akkreditierungsrat und die Begutachtung durch die Akkreditierungsagentur ZEVa bestätigten die Befähigung des internen Qualitätsmanagements. Dadurch bleibe die Sicherung und Verbesserung der Qualität von Studiengängen garantiert, schreibt die HTWK in einer Pressemitteilung. Damit zählt die HTWK zu einer der knapp 80 systemakkreditierten Hochschulen und Universitäten in Deutschland. So ist die Hochschule in der Zulassung ihrer Studiengänge nicht mehr von Agenturen abhängig.

ao



Der Studierendenrat (Stura) der Universität Leipzig hat ab voraussichtlich Mitte Juli eine neue Homepage. Geplant ist unter anderem eine Verbesserung der Barrierefreiheit. 2019 wurden erstmals Gelder dafür einberaumt, die Durchführung verzögerte sich jedoch lange.

Des Weiteren sprach sich der Stura dafür aus, die Fahrradselbsthilfewerkstatt im soziokulturellen Zentrum *Die Villa* zu unterstützen. Demnach sollen pro Student*in, der*die das Angebot der Werkstatt nutzt, statt zwölf Euro bis zu 22 Euro vom Studentenwerk an die Werkstatt gezahlt werden. Das zusätzliche Geld würde sich aus dem Mobilitätsfond speisen. Für Studierende bliebe das Angebot kostenlos. Die Werkstatt ist die älteste Fahrradselbsthilfewerkstatt in Leipzig und befindet sich laut Antragsteller in einer existenziellen Krise.

tm

Vertretung um jeden Preis

Fachschaftsräte sind trotz weniger Wähler*innen einsatzbereit

Kevin Jochmann ist ein bisschen stolz. Sein Fachschaftsrat (FSR), der FSR Archäologie und Geschichte des Alten Europa, konnte die eigene Wahlbeteiligung bei den Fachschaftsratswahlen im Vergleich zur Wahl vor einigen Monaten mehr als verdoppeln, auf 6,02 Prozent. „Man muss durchhalten“, antwortet er auf die Frage, was er anderen Fachschaftsräten bezüglich ihres Engagements raten würde.

Seine Zuversicht macht Hoffnung, denn die harten Zahlen sind besorgniserregend: Nur 2,39 Prozent aller Studierenden der Leipziger Universität wählten im Juni ihre direkten Vertretungen, 0,32 Prozent weniger als bei der Wahl im Februar. Beide Wahlen fanden als Antragsbriefwahl statt. Aufgrund der Pandemie wurde die FSR-Wahl für die Wahlperiode 2020/21 auf Februar dieses Jahres verschoben. Die damals Gewählten, wie Jochmann, haben daher eine recht kurze Amtsperiode. In einigen Monaten werden sie von den Studierenden abgelöst, die im Juni gewählt wurden. „Zunächst bin ich froh, dass wir die studentischen Wahlen ohne Komplikationen über die Bühne bringen

konnten“, betont Jacob Preuß, Geschäftsführer des Studierendenrats der Universität, in Anbetracht der erneut gesunkenen Wahlbeteiligung. Alle FSR-Räte konnten mit Kandidierenden besetzt werden. „Enttäuscht bin ich

auf „gemeinsame Urnenwahlen mit deutlich zweistelligen Wahlbeteiligungen“.

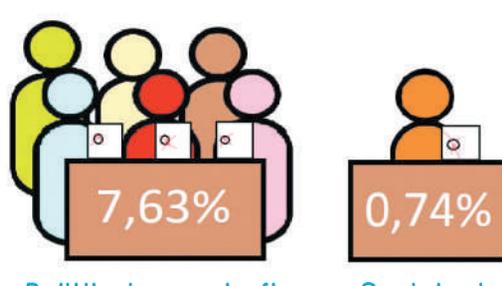
Ein besonderes Phänomen der niedrigen Wahlbeteiligung ist, dass in einigen der 32 FSR-Räte gleich viele Wähler*innen wie

Studiengängen eher direkten Kontakt als Erfolgsrezept. „Man muss die Leute persönlich ansprechen und sich ein wenig dahinterklemmen“, sagt er. Einen Post auf Social Media würden die Leute lesen, aber schnell wieder vergessen.

Er selbst ist diese Wahl zwar nicht mehr angetreten, ist aber seit 2019 im FSR Archäologie und hat seine Höhen und Tiefen miterlebt. „Während Corona haben viele aufgehört oder sind weggezogen“, erzählt er. Anfang des Jahres waren sie nur noch zu zweit. Die Krise betrifft demnach alle Seiten. „Es braucht nicht nur Leute, die wählen, sondern auch welche, die sich wählen lassen“, sagt der 25-Jährige. Er steckte seine Ressourcen erfolgreich in die Rekrutierung von Erstsemestern für die Arbeit des FSR. Die Pläne von Jochmanns neu besetztem FSR klingen daher nun so hoffnungsvoll, als wäre die Coronakrise überwunden: Die Website wird neu gemacht, Ersti-Veranstaltungen werden geplant und neue Professor*innen interviewt, um sie den Studierenden vorzustellen. Nur das Sommerfest muss erstmal warten.

Theresa Moosmann

Höchste und niedrigste Wahlbeteiligung



Politikwissenschaft

Soziologie

natürlich trotzdem“, sagt Preuß. Die Hoffnung sei gewesen, durch frühzeitige Kommunikation des Termins und des Prozedere mehr Menschen zur Wahl bringen zu können. Die niedrige Wahlbeteiligung führt er auch darauf zurück, dass zwischen den beiden studentischen auch die Online-Wahl für Senat und Fakultätsräte stattfand. Für ihn ist klar: Die alleinige Briefwahl sei nur für Krisenphasen ein angemessener Modus. Für 2022 hofft er wieder

Gewählte existieren. In den FSR Soziologie etwa wurden fünf Personen gewählt, ebensoviele gingen wählen. Dasselbe gilt für den FSR Geschichte und den FSR Theaterwissenschaft (je neun Personen) und Kulturwissenschaften (drei Personen).

Die höchste Wahlbeteiligung konnte der FSR Politikwissenschaft verzeichnen. Preuß führt deren Erfolg vor allem auf ihre Social-Media-Präsenz zurück. Jochmann sieht in den kleinen

Befristete Perspektiven

Studentische Beschäftigte kämpfen für einen Tarifvertrag

TVStud ist eine Kampagne, die sich für die Einführung eines Tarifvertrages für studentische Beschäftigte einsetzt. Sie fordert höhere Löhne, Mindestvertragslaufzeiten und Mitbestimmungsrechte für studentische (SHK) und wissenschaftliche Hilfskräfte (WHK) an den Hochschulen. Die Ortsgruppe Sachsen hat sich erst in diesem Jahr gegründet. „Wir haben bis jetzt eine Unterschriftensammlung an der Albertina gemacht, ansonsten beschäftigten wir uns momentan primär damit, Menschen anzusprechen und uns zu vernetzen“, sagt Mila Kränkel. Sie ist Beauftragte für

studentische Beschäftigte des Studierendenrats (Stura) der Universität und Mitglied der TVStud Ortsgruppe. Die Stelle wurde auf Initiative der Gewerkschaft für Wissenschaft und Erziehung und der DGB-Hochschulgruppe Leipzig erst im letzten Sommer eingeführt.

Kränkel will in ihrem Amt nicht nur Ansprechpartnerin sein, sondern insbesondere die für Forderungsstellung und Arbeitskampf nötige Vernetzung schaffen. „Zu Beginn war die Arbeit schwierig, da ich wegen Corona nicht in die Büros gehen konnte, um Menschen anzusprechen.“ Auch die Gründung

der Ortsgruppe sei erst mit einer Versammlung der Kritischen Einführungswochen Leipzig möglich gewesen, auf der die Gründungsmitglieder zusammentrafen.

Warum ein Tarifvertrag nötig ist, erzählt Charlotte Blücher, studentische Beschäftigte in Leipzig und Mitglied der TVStud-Ortsgruppe. „In Halle hatte ich eine Stelle als SHK mit 30 Stunden pro Woche und genauso viele Überstunden. Daher habe ich gefragt, ob ich meine Überstunden abbauen kann.“ Daraufhin wurde ihr Vertrag nicht verlängert. Eine Arbeitskollegin hatte genauso viele Überstunden, traute sich aber nicht den Abbau zu fordern, da sie von ihrem Job an der Uni abhängig war. „In Leipzig ist meine Vorgesetzte supercool, hier könnte ich Überstunden abbauen“, sagt Blücher. Die Befristungen von 75 Prozent der Beschäftigten auf bis zu sechs Monate und der fehlende Tarifvertrag machen die Durchsetzung von Rechten und die Arbeitsbedingungen aber allein von Vorgesetzten abhängig.

Die Ortsgruppe plant zunächst, weiter Unterschriften zu sammeln. Dafür läuft auch

eine bundesweite Petition. Ziel sind 10.000 Unterschriften. „Das steht in einem guten Verhältnis zu den 300.000 studentischen Beschäftigten deutschlandweit“, sagt Kränkel. Allein an der Universität und der Universitätsbibliothek Leipzig sind etwa 2000 Studierende angestellt. Die Petition soll dann der Tarifgemeinschaft deutscher Länder vorgelegt werden, um Druck dafür zu schaffen, mit den Studierenden in Verhandlungen zu treten. Im Herbst 2021 finden Tarifverhandlungen für den öffentlichen Dienst statt. Dort will die Kampagne auch Forderungen der Studierenden deutlich machen. „In Hamburg sollen dann auch bereits dieses Jahr die Verhandlungen für den Tarifvertrag für studentische Beschäftigte starten. In Sachsen geht das wegen der konservativen Regierung noch nicht“, sagt Kränkel. Sie hoffe aber auf bessere Bedingungen nach den Landtagswahlen 2024. Dann könne besser Druck durch bereits in anderen Ländern bestehende Tarifverträge, etwa in Berlin, gemacht werden.

Leo Stein



Unterschriften sammeln an der Albertina

Foto: Mila Kränkel

Glaubensfrage

Der Streit um die Kanzel im Paulinum geht weiter

Fast genau 53 Jahre nach der Sprengung der Universitätskirche St. Pauli am 30. Mai 1968 leuchtet Passant*innen vom Boden des Augustusplatzes die Forderung entgegen: „#KeineKanzelInDieAula“. Einen Tag später wurde aus allen 29 Schriftzügen das erste K entfernt.

Der kleine Buchstabe ist Ausdruck eines lange zurückreichenden und sehr emotional geführten Konflikts. Schon seit seiner Gründung 1992 fordert der Paulinerverein Leipzig die Rückführung aller Kunstschatze, die aus der historischen Universitätskirche vor der Sprengung gerettet wurden. Mit vielen Kunstobjekten wie dem Altar und den Epitaphien ist das bereits passiert, nur die barocke Kanzel liegt noch immer in der Kustodie.

Genauso lange stellen sich weltliche Stimmen, insbesondere die Giordano-Bruno-Stiftung (GBS) Leipzig, „Denkfabrik für Humanismus und Aufklärung“, gegen den Einbau: Dieser würde den säkularen Charakter des sowohl als Kirche als auch als Aula genutzten Paulinums zerstören, besonders da die Kanzel im Aula-Teil des Gebäudes installiert werden soll, der vom Andachtsraum durch eine Glaswand abgetrennt ist.

So klar sei die Trennung aber gar nicht, gibt Universitätsprediger Frank Michael Lütze zu bedenken. „Die Sprühaktion beruht aus meiner Sicht auf einem Kategorienfehler, der davon ausgeht, das Gebäude würde durch die Glaswand getrennt. Aber so ist das Konzept nicht gemeint.“ Es handle sich eher um eine zeitliche Trennung. „Wenn die Uni hier einen Kongress veranstaltet, ist der ganze Raum Aula, und sonntagsmorgens zum Gottesdienst ist der ganze Raum Kirche. Insofern wird der Satz durch das Radieren nicht sinnvoller“, sagt Lütze. Die Doppelnutzung zeigt sich auch am offiziellen Namen, um den ebenfalls viel gerungen wurde: „Paulinum – Aula und Universitätskirche St. Pauli“.

Kommission

Der religiöse oder säkulare Charakter des Raums ist aber nicht der einzige Streitpunkt. Die Kanzel schränke auch die Sicht eines Teils des Publikums bei Veranstaltungen ein. Außerdem ergab ein dreisemestriges Klimamonitoring, dass das zu trockene und schwankende Raumklima schwere Schäden an der Kanzel verursachen wird. Das schrieb die Universität 2019 in einer Pressemittei-



Auch ohne „K“ bleibt der Konflikt bestehen.

Foto: vb

lung, nachdem der Senat fast einstimmig mit nur einer Enthaltung gegen die Aufstellung der Kanzel entschied. Die GBS und der Studierendenrat der Universität (Stura) begrüßten den Beschluss des Senats.

Er geschah jedoch gegen die Empfehlung der Kanzelkommission, die sich 2015 mehrheitlich für eine Aufstellung aussprach, allerdings nur unter dem Vorbehalt, dass das Klimamonitoring positiv ausfällt. Die vom Sächsischen Staatsministerium für Finanzen (SMF) 2013 einberufene Kommission bestand unter anderem aus Vertreter*innen des Rektorats, des Stura, der Kustodie, der Theologischen Fakultät, des Sächsischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kultur (SMWK) und des SMF.

Kompromiss

Als Reaktion auf die Senatsentscheidung schrieb der damalige Universitätsprediger Peter Zimmerling einen offenen Brief an Rektorin Beate Schücking, in dem er den Einbau der Kanzel forderte und unter anderem kritisierte, dass er in der entscheidenden Senatssitzung nicht angehört worden sei. Schon 2014 hatte er die historische Kanzel als Ort seiner Predigt reklamiert, was auch der Fakultätsrat der Theologischen Fakultät befürwortet hatte. Zu seiner Unterstützung gründete die Stiftung „Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig“ im September 2019 die Bürgerinitiative „Wort halten“ und startete eine Online-Petition für den Einbau mit inzwischen knapp über 2.000 Unterzeichner*innen.

Der Name „Wort halten“ bezieht sich auf den 2008 unter Vermittlung der damaligen Generalbundesanwältin Monika Harms geschlossenen Harms-Kompromiss. Auf diesen beruft

sich die Bürgerinitiative, denn es heißt darin unter anderem: „Es besteht Einigkeit darüber, die vor der Sprengung geretteten Teile der Universitätskirche nach ihrer Restaurierung an den historischen Ort zurückzubringen.“ Der Kompromiss betont aber auch, „dass die Entscheidungskompetenz rechtlich dem Bauherrn im Einvernehmen mit der Universität zusteht.“ Der Bauherr ist in diesem Fall der Freistaat Sachsen. Monika Harms wurde später selbst Mitglied von „Wort halten“.

Der Paulinerverein veröffentlichte in Reaktion auf den Kompromiss eine Pressemitteilung, aus deren ursprünglicher Version drei Sätze „aufgrund einer von der Universität Leipzig geforderten Unterlassung entfernt wurden“. Zu dem Inhalt dieser Sätze und dem Grund der Unterlassungsforderung wollte die Universität sich auf Anfrage von luhze nicht äußern. Auch der Paulinerverein ließ bis Redaktionsschluss alle Anfragen unbeantwortet.

Im November 2019 stellte der studentische Senator Benedikt Bierbaum einen Antrag im Senat, das SMWK aufzufordern,

den Beschluss gegen die Kanzel rechtlich zu prüfen. Der Antrag wurde ohne inhaltliche Auseinandersetzung wieder von der Tagesordnung genommen. „Wort halten“ schrieb daraufhin selbst ans Ministerium und warf dem Senat vor, seine Kompetenzen überschritten zu haben.

„Der Senatsbeschluss ist ein deutliches Votum, was aber den Konflikt nicht löst“, schreibt das Ministerium dazu auf Anfrage von luhze. „Er wurde rechtlich überprüft und gegenüber dem Rektorat beanstandet. Danach ist nicht der Senat, sondern das Rektorat für Entscheidungen über die Kanzel zuständig.“ Wissenschaftsminister Sebastian Gemkow ist ebenfalls Mitglied von „Wort halten“, genauso wie David Timm, Direktor der Universitätsmusik.

Carsten Heckmann, Pressesprecher der Universität, bestätigt allerdings den Senatsbeschluss: „Die Senatsmitglieder haben sich die Entscheidung nicht leicht gemacht. Sie war angesichts der Ergebnisse des Klima-Monitorings aber folgerichtig und verantwortungsvoll. Daran hat sich nichts geändert.“



„Der Gottesdienst ist keine Raumkapsel.“

Foto: Anna Berting

Auch laut Lütze ist der Senatsbeschluss „geltende Rechtslage“, lasse aber zwei Probleme ungelöst: „Das erste ist: Wo bekommt die Kanzel einen würdigen Ort, an dem sie ihre Geschichte erzählen kann?“ Das zweite sei die Frage nach einem angemessenen Predigt- und Redort sowohl für den Universitätsgottesdienst als auch für akademische Veranstaltungen.

Seit Mai 2020 veröffentlicht die Bürgerinitiative Statements von Unterstützern der Petition, darunter auch eins von Benedikt Bierbaum. Das jüngste dieser Statements des Dresdner Restaurators Jochen Flade ließ nun im Mai den Konflikt wieder hochkochen. Flade schreibt unter anderem: „Mit der unbegreifbaren Ablehnung, die Kanzel aufzubauen, vergeht sich die derzeitige Uni-Leitung in höchst bedenklicher Weise an den damaligen Aufrechten!“ Mit den Aufrechten meint er alle, die gegen die Sprengung protestierten und deshalb Repressalien durch das SED-Regime erlitten.

Es geht den Befürworter*innen also nicht nur um die religiöse, sondern auch um die historische Bedeutung. „In zwei Diktaturen war es ein Wesensmerkmal der Kanzel, ein freier Ort fürs freie Wort in unfreier Zeit zu sein“, heißt es im Text zur Petition. Die Anbringung sei nötig, um angemessen an das Unrecht der Sprengung zu erinnern.

Klima

Das Klimaargument ist für sie lediglich ein Vorwand, vor allem da Teile des Paulinums bereits klimatisiert werden. Daher fordert die Petition auch eine Fortführung des Klima-Monitorings „unter probeweiser Anbringung von Teilen“ der Kanzel. Laut der Kustodie ist sie aber trotz teilweiser Restaurierung noch nicht nutzbar. Beispielsweise die Treppe ist nicht erhalten und müsste komplett neu konstruiert werden.

„Aus meiner Sicht wäre es das Beste, den Konflikt erstmal ruhen zu lassen“, so Lütze weiter. „Wir haben im Moment andere Fragen, die vordringend sind.“ Dazu gehöre neben der Rückkehr zur Präsenz nach der Pandemie und Fragen der Beleuchtung des Paulinums vor allem die weitere Ausgestaltung der Beziehung zwischen den beiden Nutzungen des Raums. „Der Universitätsgottesdienst ist nicht einfach eine Raumkapsel, die geschlossen durch den Orbit der Uni schwebt“, sagt Lütze.

Lisa-Naomi Meller

„Die Erschöpfung kommt nach dem Stress“

Der Psychologe Pablo Paolo Kilian über die Folgen der Pandemie

Seit einem halben Jahr nehmen überdurchschnittlich viele Studierende die psychosoziale Beratung des Studentenwerks Leipzigs in Anspruch. Die Beratungsstelle versucht seitdem, allen Anfragen gerecht zu werden, doch klar ist: Die Pandemie hat Spuren in uns hinterlassen. luhze-Redakteurin Charlotte Paar hat mit dem Psychologen Pablo Paolo Kilian von der Psychosozialen Beratungsstelle über Sorgen von Studierenden, psychische Belastungen und Alltagsstrukturen gesprochen.

luhze: Eine Langzeitstudie des Arbeitspsychologen Hannes Zacher von der Universität Leipzig hat gezeigt, dass die Lebenszufriedenheit und das Erleben positiver Gefühle durch die Pandemie abgenommen haben. Wie haben Sie das in der psychosozialen Beratung wahrgenommen?

Kilian: Es ist auf jeden Fall eine Veränderung erkennbar. Im Frühling des letzten Jahres war die Stimmung noch hoffnungsvoll, weil davon ausgegangen wurde, dass wir diese Krisensituation nur kurzzeitig durchstehen müssen. Daher kamen vorerst gar nicht so viele Beratungsanfragen. Erst nachdem ein paar Wochen des ersten Lockdowns vorüber waren, wurde die Belastung stärker. Langsam trat die Realisation ein, dass die Pandemie uns alle betrifft und länger andauern wird. Die Situation der Studierenden hat sich seitdem erheblich verschlechtert.

Mit welchen Problemen waren Studierende plötzlich konfrontiert?

Die Themen haben sich grundsätzlich gar nicht so stark verändert, aber sie wurden deutlich existenzieller. Viele Studierende verloren Nebenjobs und damit auch ihre finanzielle Basis. Dazu kam die soziale Isolation, die Umstellung zur digitalen Lehre und die Unsicherheit darüber, wie es zukünftig weitergehen wird. Und dann ist es so, dass Menschen ja eh schon Probleme haben. Die Pandemie war nur ein erneuter Auslöser und Verstärker dieser. Bei vielen Studierenden wurde eine Bewältigungsschwelle überschritten, was eine allgemeine Hilflosigkeit zur Folge hatte.

Welche Studierendengruppe ist besonders von dieser Problematik betroffen?

Die Situation betrifft grundsätzlich alle Studierenden. Allerdings können wir beobachten, dass Studienanfänger*innen besonders stark unter den Auswirkungen der Pandemie leiden. Sie



„Studienanfänger*innen leiden besonders“, sagt der Psychologe Pablo Paolo Kilian.

Foto: cp

befinden sich meist noch stärker in einer vulnerablen Lebensphase, dem Übergang in die Erwachsenenwelt. Diese Phase dient der Orientierung und ist ganz normal, um zu schauen, ob das Studium und grundsätzlich das Studieren auch zu einem passt. Wenn bei den Studienanfänger*innen jetzt Schwierigkeiten aufgetreten sind, dann wussten die Betroffenen nicht, ob zusätzliche pandemische Belastungen oder Studienzweifel die Ursache sind. Diese Orientierungsphase fehlt ihnen, aber sie ist notwendig.

Studierende werden in den Medien häufig als die „vergessene Gruppe“ bezeichnet. Wie würden Sie diese Aussage einschätzen?

Es ist tatsächlich auch unser Eindruck, dass die Studierenden durch das gesellschaftliche Raster fallen. Für Schüler*innen gibt es ein Nachsorgepaket und Arbeitnehmer*innen werden Kurzarbeitsregelungen und Lohnaufstockungen zugesprochen. Die Studierenden fallen in keine dieser Gruppen und somit durch das Raster. Hinzu kamen individuelle Belastungen und die fehlende Struktur von außen. Studierende müssen sich eigenständig organisieren und motivieren, jedoch ist es eine besondere Herausforderung, da dranzubleiben. Die Gesellschaft schreibt den Studierenden aufgrund ihres akademischen Status eine intellektuelle Leistungsfähigkeit und soziale Sicherheit zu und es wird angenommen, dass sie aufgrund dessen Krisensituationen besser bewältigen können – dabei handelt es sich um einen psychologischen Fehlschluss. Die individuelle psychische Belastung ist unabhängig vom Bildungsstand.

Wie hat sich die Auslastung der

psychosozialen Beratung während der Pandemie entwickelt?

Zu Beginn des ersten Lockdowns war noch kein Anstieg der Anfragen zu erkennen, sogar eher ein kleiner Rückgang. Viele Studierende wollten einfach erstmal durchhalten, abwarten bis Präsenztermine in der Beratungsstelle wieder möglich sind und versuchten, die ungewohnte Situation mit ihren eigenen Strategien zu bewältigen. Bei vielen war das jedoch auf Dauer nicht möglich. Die Auswirkungen dieses Lockdowns haben sich dann erst zeitversetzt im Winter gezeigt. Die zweite Welle verstärkte die Belastung zusätzlich, wodurch die Bewältigungsschwelle bei vielen Studierenden überschritten wurde. Seitdem erreichen uns extrem viele Anfragen. Eine Stichprobe, die wir durchführten, zeigte, dass 48 Prozent der Personen, die sich bei uns gemeldet haben, ein Anliegen hatten, das durch Corona mitbedingt war. Da wir bereits vor der Pandemie komplett ausgelastet waren, konnten wir den Anfragen aus personellen Gründen gar nicht mehr nachkommen. Dadurch sind Wartezeiten von etwa drei Monaten bis zu einem Erstgespräch entstanden. Das ist dramatisch, vor allem vor dem Hintergrund, dass die Personen dringende Unterstützung brauchen. Es blieb somit nur die Möglichkeit, unsere offenen Telefonsprechzeiten zu nutzen, in denen Studierende immerhin zwanzig Minuten lang Beratung erhalten.

Die Inzidenz in Leipzig ist in den vergangenen Wochen stark gesunken und die Öffnungsschritte wurden schnell eingeleitet. Geht es den Studierenden nun wieder besser?

Ich erlebe die Zeit gerade als Übergangsphase. Die Lockerungen und das Sommerwetter wir-

ken sich positiv auf die Stimmung aus. Soziale Interaktionen sind teilweise wieder möglich. Allerdings erkennen wir in der Beratung, dass die dramatischen Situationen und Überlastungen, die durch die Pandemie verursacht wurden, erst später von den Betroffenen verarbeitet werden können. Viele realisieren teilweise erst nach der Einwirkung der Belastung, was wirklich los war. Vorher befanden sie sich in einem Durchhaltmodus. Die Erschöpfung kommt schließlich erst nach dem Stress. Daher werden die individuellen Auswirkungen der Pandemie noch lange nachwirken, selbst wenn wir die Pandemie irgendwann bewältigt haben sollten.

Also stellt die Rückkehr in unser gewohntes Leben erneut eine psychische Belastung dar?

Es ist eine erneute Umstellung. Während der Einschränkungen hatten wir viel Zeit, uns mit uns selbst auseinanderzusetzen. Wir mussten durch die Pandemie lernen, Strategien zu entwickeln, die nun zu einer funktionierenden Struktur geworden sind. Man sollte diese Übergangszeit als Chance sehen, diese beizubehalten und weiterhin in den Lebensalltag zu integrieren. Das bedeutet beispielsweise, kleine Rituale und Genussmomente einzubauen und achtsamer zu sein. Unter Studierenden ist der soziale Druck groß und es fällt vielen schwer, auch mal nein zu Events zu sagen. Nun gilt es, eine Balance und Ausgeglichenheit zu schaffen, die weniger vom sozialen Netz abhängen.

Aber unter den Studierenden besteht doch nun nach einem Jahr Kontaktverbot erst recht der Druck, auf jeder Party zu tanzen.

Dieser Impuls ist auch absolut

verständlich. Viele Studierende berichten von der Überforderung, die sich aus dem Gefühl ergibt, die soziale Interaktion des verlorenen Jahres in kurzer Zeit aufholen zu müssen. Es ist ein über lange Zeit aufgeschobenes Bedürfnis. Jedoch ist das Nachholen von Erfahrungen in dieser Form nicht möglich. Die jetzige Generation hat leider ein Defizit, das einfach nicht mehr änderbar ist. Und auch wenn dieses Problem häufig als unwichtig abgetan wird, muss es ernst genommen werden und Gesprächsraum bekommen.

Gibt es Angebote, die mich bei der Strukturierung meines Alltags unterstützen?

Um Studierende bestmöglich zu unterstützen, haben wir das Workshopangebot im letzten Jahr etwa verdreifacht und viele digitale Angebote initiiert. Es gibt tagesstrukturierende Gruppen, wie zum Beispiel „Kick-Start in den Tag“, wo sich Studierende unter psychologischer Begleitung dreimal pro Woche online treffen können, um sich über ihre Tagesgestaltung auszutauschen. Das hat viele besonders in der Zeit der Beschränkungen inspiriert. Und es gibt weitere strukturstützende Maßnahmen. Da ist die Schreibwerkstatt, in der sich Studierende vernetzen, die gerade an Haus- oder Abschlussarbeiten schreiben. Oder das „Speed-Dating für Lerntandems“, das vor allem von Studierenden in sozialer Isolation gut angenommen wird, da es ihnen dabei hilft, Kontakte zu knüpfen und sich mit anderen Kommiliton*innen für Lerngruppen auszutauschen.

Woher weiß ich, dass meine Probleme groß genug sind, um die psychosoziale Studienberatung aufzusuchen?

Grundsätzlich raten wir immer: Wenn Sie darüber nachdenken, dann können Sie es ausprobieren. Wir ermuntern die Studierenden dazu, sich frühzeitig zu melden, da die Belastung dann noch nicht so groß ist und die Verbesserung der Situation leichter fällt. Wir sind ein ganz niedrigschwelliges Angebot, das unabhängig von der Krankenkassenabrechnung funktioniert. Daher müssen Sie keine psychische Erkrankung haben, um sich bei uns zu melden. Wir arbeiten gerne präventiv, so können kleine Probleme gelöst werden, um langfristige Stabilität zu erreichen. Und da wir beim Studentenwerk gemeinsam mit anderen Beratungsstellen, wie zum Beispiel der Sozialberatung, arbeiten, können wir die Studierenden leichter zu ihren idealen Ansprechpartner*innen verweisen.

Instrument der Vielfalt

Was die Orgeln der Universität zu etwas Besonderem macht

Wenn am Sonntagmorgen durch die Universitätskirche Sankt Pauli ein tiefes Brummen dringt, in das glasklare, funkelnde Melodietöne einstimmen, immer vielfältiger werden und sich zu einem raumfüllenden Musikspektakel verbinden – dann verstummt das letzte Murren der Gottesdienstgemeinde. Dem Klang der Orgel, Königin der Instrumente, kann man sich nur schwer entziehen.

Dass so ein Erlebnis auf dem Hauptcampus der Universität Leipzig möglich ist, wissen nicht viele Studierende. Das Paulinum war, wie der gesamte Campus, seit Beginn der Pandemie lange geschlossen. Und hat damit auch die Instrumenten-Schätze verborgen, die es dort zu entdecken gibt.

Daniel Beilschmidt bündigt Woche für Woche in Gottesdiensten und Konzerten die über 3.000 Pfeifen einer der beiden Hauptorgeln im Paulinum. Der 43-Jährige ist seit 2009 Universitätsorganist. „Die Orgel fasziniert allein schon durch ihre Größe. Bis zur Erfindung der Dampfmaschine war sie die größte von Menschen zusammengesetzte technische Anlage überhaupt“, sagt Beilschmidt.

Orgeln gibt es schon seit der Antike. Die Kunst, sie zu bauen, hat sich seitdem enorm weiterentwickelt und wurde von den Moden und Erfindungen der jeweiligen Zeit stark beeinflusst. Die größere der beiden Orgeln im

Paulinum hat die Firma Jehmlich erst 2015 fertiggestellt. Sie war circa eine Million Euro teuer und ist ein echtes Hightech-Instrument. Über einen Bildschirm können Musizierende das Geschehen im Altarraum beobachten, um im Gottesdienst immer den richtigen Zeitpunkt für die musikalischen Stücke treffen zu können. Und auch die Musik ist digital beeinflussbar: Die Orgel kann selbstständig Töne zu Akkorden vervollständigen. Außerdem können die Pfeifen nicht nur vom Spieltisch, sondern via Bluetooth auch von einem Computer aus angespielt werden. Wozu gibt es

dann noch eine zweite Orgel in der Universitätskirche?

„Die Idee war, auch bei geschlossener Glaswand, die die Aula mit der großen Orgel vom Chorraum trennt, Musik machen zu können“, sagt Beilschmidt. „Wir haben uns für ein Instrument im Stil des 16./17. Jahrhunderts entschieden. Das Konzept geht zurück auf die Orgel der Paulinerkirche, wie sie Michael Praetorius um 1619 beschrieben hat. Damit haben wir nach 400 Jahren erstmals wieder den Klang einer Renaissance-Orgel in Leipzig“. Die kleinere Orgel im Chorraum ist eine sogenannte Schwalbennest-

Orgel, weil sie wie ein Schwalbennest sehr hoch und flach an der Wand angebracht ist. Ihr Stil und Klang ist einzigartig in Leipzig.

„Der Klang jeder Orgel setzt sich so zusammen wie der einer Glocke. Die Teiltöne, aus denen sich ein Ton zusammensetzt, sind an der Orgel als Einzelregister abrufbar und vielfältig kombinierbar. Spielt man mehrstimmig, entsteht eine potenzierte Farbigkeit mit aufgesetzten Klangkronen – ein bewegt-resonantes Ganzes“, sagt Beilschmidt. Nach diesem Grundbaumuster werden auch die Register ausgewählt, wie man die vielen Knöpfe am Spieltisch nennt. Sind drei gezogen, erklingen pro angespielter Taste drei Pfeifen. So entsteht der volle Klang. Mit den 46 Registern, die in der großen Orgel verbaut sind, lässt sich ein ganzes Orchester imitieren – gesteuert von nur einem* einer Musiker*in.

Und auch die Jehmlich-Orgel hat ein historisches Vorbild. Sie ist an das Instrument in der alten Paulinerkirche angelehnt, die 1968 von der DDR-Regierung gesprengt wurde. 2017 wurde der Neubau des Paulinums eingeweiht, der in seiner Gestaltung Elemente der alten Kirche aufnimmt und mit modernen Formen verbindet, ähnlich wie die Instrumente. Ein Zeichen der Versöhnung. Auch deshalb findet Daniel Beilschmidt: „Die Orgel ist ein Instrument des Friedens.“

Anna Berting



Unorganist Beilschmidt an der Orgel

Foto: Anna Berting

Mord ohne Aufklärung

Neue „Tatort“-Ausstellung lässt einiges ungelöst

Wier Fragen wünschen sich zu Beginn der Ausstellung „Tatort: Mord zur besten Sendezeit“ eine Antwort, die ersten drei prominent an der Wand des ersten Raumes platziert: Warum schauen wir uns Gewalt und Tod mit Vergnügen an? Ist alles Fiktion oder doch Abbild der Realität? Haben die Filme eine gesellschaftliche Funktion? Und, auf einem kleinen Zettel, den man sich mitnehmen kann: Wer hat den alten Bäckermeister ermordet, dessen verkohlter Leichnam so eindrucksvoll am Eingang platziert wurde? Nur letztere Frage beantwortet die Ausstellung im Zeitgenössischen Forum eindeutig und schenkt erfolgreichen Detektiv*innen gleich einen hübschen kleinen Ausweis dazu.

Die Suche nach dem*der Täter*in entwickelt sich parallel zum Gang durch die Ausstellung. Jeder Raum behandelt ein eigenes Thema: Fall, Ermittlung, La-

bor, Täter. Die ausgestellten Requisiten sind dankenswerterweise nicht um ihrer selbst willen ausgestellt, sondern illustrieren die Entwicklung, die der „Tatort“ seit seiner ersten Folge 1970 – die unter anderem in Leipzig spielte – genommen hat. Eine Reihe von Mänteln zeigt zum Beispiel, wie sich die Darstellung der Kommissarinnen von der familienlosen, arbeitswütigen Partnerin des achso-tollen Dandy-Kommissars hin zum selbstbewussten Frauenteam verändert hat. Ebenso unangenehm wird die Serie immer wieder mit echter Polizeiarbeit kontrastiert und berichtigt.

Sehenswert ist der Teil der Ausstellung, der sich mit der Darstellung Ostdeutschlands im „Tatort“ beschäftigt. Denn hier spiegelt sich das Bild wunderbar wider, das die alte Bundesrepublik vom Osten hat: zuerst komisch, dann rechts und arm und immer sächsisch.

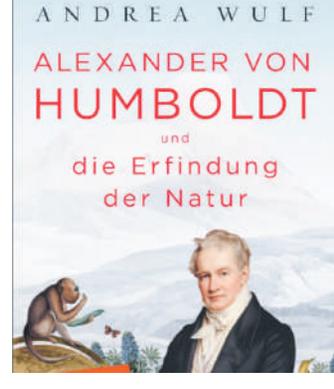
Aber wie war das jetzt mit den Fragen? „Warum schauen wir uns Gewalt und Tod mit Vergnügen an?“, wollten die Kurator*innen wissen. Nun, in großen Buchstaben an der Wand lassen sie verschiedene Künstler*innen und Wissenschaftler*innen mutmaßen, dass das Böse in der sogenannten Natur des Menschen liegt. Krimis seien ein Ventil dafür. Das kann man natürlich so machen, aber wenigstens einmal sollte man sich dann fragen, ob wir dieses Bild von der Natur des Menschen eben wegen des „Tatorts“ und seiner Genossen haben. Wenn die Ausstellung dann noch ausdrücklich darauf hinweist, dass Frauen im „Tatort“ öfter Mörderinnen und seltener Mordopfer sind als in der Realität, lässt das stutzen. Die Vermutung liegt nahe, dass die Kurator*innen ihre eigene Meinung zurückstellen wollten. Beim „Polizeiruf 110“ zögern sie jedoch nicht, die Filme ganz ex-

plizit zu kritisieren.

Mit Ausnahme der Wörtchen „unzulässige Handgreiflichkeiten“ beim Verhör und einer kleinen Tafel zur „Tatort“-Folge, die den Tod Oury Jallohs in einer Dessauer Polizeizelle aufgreift, lässt sich „Mord zur besten Sendezeit“ auf eine prominente Diskussion gar nicht ein: Ein Jahr, nachdem die „Black Lives Matter“-Bewegung den Blick auch in Deutschland auf Polizeigewalt gelenkt hat, eine Ausstellung über eine Polizeiserie zu machen, ohne ebenjene in der Serie immer wieder angewandte Gewalt zu thematisieren, ist ein starkes Stück. Schließlich fragt die Ausstellung selbst, ob die Filme eine gesellschaftliche Funktion haben. Dass diese Funktion in der sogenannten Copaganda, der Verherrlichung der Polizei liegen könnte, bietet sie jedoch nie als Antwort an.

Jonas Waack

IMMERGUT



Für manche Bücher braucht man einen zweiten Anlauf. Als ich „Alexander von Humboldt und die Erfindung der Natur“ das erste Mal zur Hand nahm, fand ich nicht so richtig hinein. Es ist dicht geschrieben und wirkte auf den ersten Blick doch sehr wissenschaftlich. Also legte ich die Lektüre erstmal ein paar Monate auf Eis und wartete auf den richtigen Zeitpunkt.

Und der kam mit dem Sommeranfang. Mit frischem Elan schnappte ich mir das Buch, setzte mich auf den Balkon – und verschwand in eine andere Welt.

Mit ihren sachlichen und doch begeisterten Schilderungen nahm mich die Autorin Andrea Wulf mit in die Vergangenheit des wissenschaftlich und politisch turbulenten 19. Jahrhunderts. Ich segelte mit Humboldt nach Südamerika, einem – aus europäischer Sicht – in weiten Teilen noch unerforschten Kontinent. Unvorstellbar für mich, in einer Zeit zu leben, in der es noch weiße Flecken auf der Landkarte gibt. Welch aufregende Art des Reisens! Zusammen schlugen wir uns durch die Regenwälder Südamerikas, wurden von Mücken aufgefressen, sammelten täglich hunderte Pflanzen, bestiegen Vulkane.

Bei Humboldt laufen alle Fäden zusammen. Während sich die Wissenschaft seiner Zeit in immer kleinere Teilgebiete spaltet, untersucht er die Welt mit ganzheitlichem Blick. Er publiziert botanische, geographische und astronomische Abhandlungen, experimentiert mit Elektrizität und verleiht seinen Beobachtungen in künstlerischen Werken Ausdruck.

Wie niemand vor ihm benennt er die Zusammenhänge zwischen der exzessiven Landwirtschaft Südamerikas und den Naturschäden, die dadurch verursacht werden. Eine ganze Generation von Forschern, Freiheitskämpfern und Naturschützern fußt auf den Ideen Humboldts und sein Naturverständnis prägt bis heute unsere Gesellschaft. Das Buch ist eine packende Biographie eines Menschen, der seiner Zeit voraus war.

Laurenz Walter

Cover: C. Bertelsmann Verlag

Magazine und Fast-Food-Journalismus

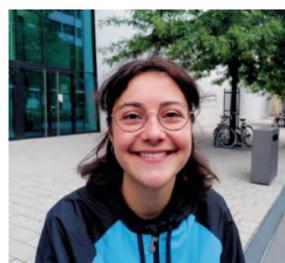
Was Leipziger*innen über Lokalmedien denken



Alina Vogelsang (22), Translationsstudentin
Foto: privat



Prof. Dr. Marcel Machill (52), Universitätsprofessor für Journalismik (Uni Leipzig) F: privat



Heliette Darne (24), Praktikantin beim European Institute for Energy Research
Foto: ses



Adrian Kiesel (19), Rechtswissenschaftsstudent
Foto: ses

Wenn ich mich zu Leipzig-Themen informiere, dann darüber, welche Veranstaltungen stattfinden. Aber entweder auf Instagram oder irgendwelchen Websites, weniger in Zeitungen. Ein paarmal habe ich dieses Straßenmagazin mitgenommen, wie heißt das nochmal? Die Kippe! Und halt *luhze*, natürlich. Jüngere konsumieren wahrscheinlich weniger lokal-journalistische Zeitschriften, weil der Zugang zum Internet und zu Social Media schneller und verbreiteter ist. Vielleicht auch, weil einige die Vorstellung haben, dass Zeitschriften-Lesen altmodisch oder langweilig ist.

In der Journalismus-Landschaft wird die Schere weiter auseinandergehen zwischen kostenlosem Fast-Food-Journalismus und kostenpflichtigem Qualitätsjournalismus. Manchen wird es reichen, sich über immer gleiche Massenware aus Agenturen und PR-Quellen scheininformiert zu fühlen. Andere werden erkennen, dass man für gut recherchierte und gut aufbereitete Informationen bezahlen muss. Einen Teil davon übernimmt der öffentlich-rechtliche Rundfunk und ein weiterer wird durch Pay Content für Lokalzeitungen abgedeckt – und das wohl fast ausschließlich online.

Als Kind in Frankreich hatte ich nicht so viel Interesse an diesen dorfmäßigen News, jetzt finde ich es eigentlich ganz lustig. Hier gibt es dieses Magazin, das habe ich letztes Jahr gekauft, der Kreuzer. Das war cool, so mit lokalen Tattoo-Artists. Aber ich höre auch viel französisches Radio und viel von Freunden über Leipzig. Ich gebe mir nicht die Mühe, viel zu lesen. Es gibt auch diesen Blog: Ein Freund von mir hat dafür einen Artikel über Musik in Leipzig geschrieben. Ich konsumiere das nicht so, weil ich momentan bei 40 Stunden Praktikum pro Woche bin und viel im Kopf habe.

Hauptsächlich alte Menschen lesen Lokalzeitungen, aus Tradition und wegen ihrer Heimatverbundenheit. Ich komme nicht aus Leipzig und in Münster hatte meine Familie eine Lokalzeitung abonniert. Die habe ich aber auch kaum in die Hand genommen. Ich würde sagen, dass man sich viel weniger mit dem Umfeld beschäftigt, die jungen Leute viel mehr auf sich gerichtet sind und zu Themen nicht so eine Stellung beziehen. Dadurch, dass man keine Steuern oder so zahlt, ist es nicht wichtig, wofür die Stadtverwaltung Geld ausgibt.

Protokolle: Sarah El Sheimy

Noch auf einer Wellenlänge?

Radio ist weiterhin beliebt – weil es sich wandeln musste



Auslaufmodell

Foto: ha

Über die Ultrakurzwellenfrequenz 99,2 MHz läuft eine Debatte über den Raub von Pflanzen für botanische Gärten und die Rückgabe von Gütern aus kolonialer Ausbeutung. Es läuft eine Sendung des Radio Blau, eines von Leipzigs Lokalradios. Zu empfangen analog, über digitalen Empfang oder über das Internet per Stream. Wer Lokalradio in Leipzig hören möchte, hat unter anderem zur Auswahl:

Mephisto 97,6, Sphere Radio, Radio Leipzig oder Leipzig eins.

Über die Aktualität des Mediums Radio ist einzugestehen, dass die analoge Übertragung über UKW eine Reminiszenz an vergangene Zeiten ist: Als Autos noch keinen Großrechner hatten und Olaf Scholz volles Haar. Die analoge UKW-Übertragung ist offiziell so veraltet, dass laut Bundeszentrale für politische Bildung bereits 2015 geplant war,

diesen Empfangsweg abzuschalten. Stattdessen setzen Sender nun auf die digitale Verbreitung, Sendungen zum Herunterladen und Podcasts. Genauso Leipzigs Lokalradiosender.

Alexander Böhle, Ressortleiter des „Kultstatus“ bei Mephisto, erklärt, es sei intern schon lange in Planung gewesen, Podcasts zu produzieren, um am Puls der Zeit zu bleiben. Der Lockdown habe das nochmal beschleunigt, da niemand in das Studio durfte und die Podcasts von zu Hause aus produziert werden konnten.

Abgesehen vom Lokalbezug unterscheiden sich aber die Anliegen und Themenschwerpunkte der Sender. Radio Leipzig sendet hauptsächlich Nachrichten und Unterhaltungssendungen, während Hilmar Neuroth (Radio Blau) vor allem von dem Bedürfnis nach Meinungsfreiheit, Partizipation und bürgernahem Programm spricht, als Antwort auf die Wendegeheimnisse, als mediale Meinungsfreiheit endlich möglich war. Man könnte Radio Blau wie einen kulturellen Treffpunkt begreifen. An Musik läuft, im Gegensatz zu kommerziellen Radios, nicht das, was die meisten Hörer*innen anlockt, sondern was die Sendemacher*innen spielen wollen.

So antiquiert die analoge Verbreitung ist, umso aktueller ist die Hörfunksendung. Bei Radio Blau sind seit über einem Jahr die Sendungen auch zum Nachhören auf der Website. „Es gibt im Moment sehr viele Anfragen von Leuten, die ihren Podcast bei uns laufen lassen wollen. Man kann sagen, dass das Medium Radio sich erneuert“, sagt Hilmar Neuroth, die Stimme von Radio Blau, über die Zukunftsstrategien im Sender.

Insgesamt sind die Hörer*innen-Zahlen der sächsischen Lokalradios in den letzten Jahren konstant geblieben, ergeben Datenerhebungen der „ARD-Werbung Sales & Service“. Der private Radiosender Radio Leipzig äußert sich dazu: „Zu Beginn der Pandemie konnte man temporär sogar erhöhte Hörerzahlen beobachten, die dem gestiegenen lokalen Informationsbedürfnis entsprachen. Auch bei unseren Aufrufen der Website war dies zu beobachten.“ Radiomacher*innen können also aufatmen. Auch Mephisto-Chefredakteur Leven Wortmann versichert: „Wir haben keine genauen Hörer*innen-Zahlen, aber es sind auf jeden Fall einige.“

Hannah Armin

Lokaljournalismus

Konservativ, irrelevant und sowieso vom Aussterben bedroht – Vorurteile über lokale Medien gibt es viele.

Dass die Zahl der Konsumentinnen und Konsumenten sinkt, ist belegt. *luhze* ist der Frage nachgegangen, wie es in Leipzig um ihr Metier steht.



Grafik: Charlotte Paar

„Ich bilde ab, was die Stadt umtreibt“

LVZ-Chefredakteurin Hannah Suppa im Interview

Hannah Suppa ist seit einem halben Jahr Chefredakteurin der Leipziger Volkszeitung (LVZ). Mit *luhze*-Redakteur Jonas Waack hat sie über Macht, Verantwortung und den digitalen Wandel gesprochen.

luhze: Frau Suppa, Sie sind Chefredakteurin der einzigen Tageszeitung Leipzigs. Sind Sie die mächtigste Frau der Stadt?

Suppa: Nein, auf keinen Fall. Ich glaube nicht, dass man sich als Chefredakteurin als mächtigste Frau der Stadt bezeichnen kann. Ich gestalte die Stadt nicht, sondern ich bilde ab, was die Stadt umtreibt. Ich bilde ab, wie andere Menschen die Stadt gestalten. Das ist eher eine beobachtende und analysierende Position, zumal ich das ja auch nicht alleine tue, sondern ein wunderbares, großes Team habe, das einen Blick darauf hat, was in Leipzig passiert und was die Stadt umtreibt.

Aber was Sie abbilden, treibt andersherum auch die Stadt um. Wie reflektieren Sie diese Position?

Das stimmt. Heute (das Gespräch fand am 25. Juni statt, *Anm. d. Red.*) haben wir beispielsweise das Thema der brennenden Autos in Gohlis gesetzt, weil wir gestern gesagt haben: Es reicht nicht, dass wir jeden Tag berichten, dass da Autos brennen, sondern wir müssen jetzt mal ein bisschen größer ran. Natürlich kann das Debatten in Gang bringen und das reflektieren wir schon, weil uns klar ist, dass wir als einzige Zeitung am Ort eine Debatte so anstoßen, dass sie bis in die Kommunalpolitik reichen kann und soll. So verstehe ich auch Lokaljournalismus: Dass wir ein Stück weit Anwalt der Menschen vor Ort sind und die Themen platzieren können, die eine Stadt umtreiben.

Die LVZ gilt seit Jahren als politisch eher rechts ... Okay, wer sagt das?

Im Diskurs unter den Leipziger Medien wird die LVZ tendenziell eher rechts der Mitte gesehen. Ihr Vorgänger Jan Emendorfer ist gelegentlich mit rassistischen und klimawandelleugnenden Aussagen aufgefallen ...

Das weise ich entschieden zurück.

Bei der Femizid-Berichterstattung im vergangenen Jahr hat er in einem Kommentar darauf angespielt, dass einer der Morde an Frauen mit dem „kulturellen Hintergrund“ des aus Afghanistan stammenden Täters zusammenhängen könnte. Das wurde zum Beispiel vom Kreuzer verurteilt.



Seit einem halben Jahr Chefredakteurin: Hannah Suppa Foto: LVZ

Ich kann und werde Texte aus der Vergangenheit, an deren Entstehung ich nicht beteiligt war, hier nicht bewerten. Doch ich weiß, dass die LVZ sich damals sachlich mit der Kritik an der Femizid-Berichterstattung auseinandergesetzt hat. Eine Sachlichkeit, die ich bei anderen Leipziger Medien in der Debatte und in der Kritik manchmal vermisse – hier werden Kolleginnen und Kollegen, auch ich, durchaus auch direkt persönlich beleidigt. Ich finde diesen Umgang und die oftmals sehr pauschale Verurteilung der Leipziger Volkszeitung schwierig. Wir sind einigen entweder zu rechts, zu links, zu autolastig, zu fahrradlastig – also irgendwas ist immer. Wir arbeiten tagesaktuell, nicht nur in der Zeitung, sondern auch digital, auch wir machen mal Fehler. Darüber können wir gern diskutieren, aber die Schärfe, mit der da zum Teil operiert wird, finde ich nicht in Ordnung.

geglichen berichten würden. Wir haben auch das Format „Pro“ und „Kontra“ eingeführt, um allen Perspektiven, die es auf verschiedene Themen geben kann, gerecht zu werden.

Vor zwei Jahren haben Sie die analoge Zeitung mit Karstadt verglichen: „Für jeden soll etwas dabei sein, aber manchmal passt irgendwie auch nichts so richtig.“ Beide seien Auslaufmodelle. Ist zukünftig in der LVZ nicht mehr für jeden etwas dabei?

Was ich mit dem Karstadt-Zitat meine, ist, dass das Kaufhaus einmal das war, wo jeder hingehen soll und alles findet, was er braucht. So wie es der Anspruch einer Tageszeitung auch war: Hier ist für jedes Interesse etwas dabei. Eine Lokalzeitung hatte den Wunsch nach Vollständigkeit. Das heißt, alles was passiert, irgendwie abzubilden, hier noch eine kleine Meldung hinzupacken, und da jetzt noch eine kleine Meldung hinzupacken. Wir merken aber, dass das nicht mehr unbedingt dem Lesebedürfnis vor allem jüngerer Leserinnen und Leser entspricht. Ihnen geht es darum, Themen hintergründig-analytisch aufzuboahren. Und das braucht eben manchmal mehr Platz und Raum.

Ist die Zielgruppe der Zeitung älter als die der Website?

Klar. Die Leserinnen und Leser, die eine Zeitung abonnieren, sind älter. Die Menschen werden mit der Zeitung – und wir mit den

Menschen – groß und alt. Das ist eines der Probleme, die wir in Gänge im Print-Journalismus haben. Das brauche ich auch nicht schönreden, wir haben einen Aufwandschwund, der ist bei der LVZ genauso hoch wie bei vielen regionalen und über-regionalen Zeitungen. Das hat mit mehreren Faktoren zu tun. Jüngere Menschen haben nicht mehr das Bedürfnis, am Frühstückstisch eine Zeitung durchzublätern. Die Mediennutzungszeit, die man am Tag zur Verfügung hat, wurde früher morgens eine halbe Stunde für die Zeitung aufgewandt und am Abend nochmal eine Stunde für die Tagesschau und andere Dinge. Jetzt konkurrieren wir mit WhatsApp, mit Facebook, mit Tiktok, mit Instagram und allen anderen Kanälen. Da bleibt eben wenig Mediennutzungszeit über, man stolpert eher mal über journalistische Berichte. Ein zweiter Grund für das Sinken der Auflagen ist auch die Frage, ob wir immer das berichten haben, was die Leute interessiert. Das digitale Arbeiten im Journalismus ist ein sehr publikumsfokussiertes Arbeiten und vielleicht haben wir das im Lokaljournalismus zu lange vernachlässigt. Wir versuchen jetzt viel themenorientierter zu arbeiten: Was sind die Themen, die uns interessieren sollten, weil es die Menschen interessiert? Deswegen haben wir vor ein paar Monaten Thementeam gegründet bei der LVZ, zum Beispiel „Bauen, Wohnen, Infrastruktur“ oder „Gesundheit, Soziales und Umwelt“, wo die Kolleginnen und Kollegen fokussiert auf Themen schauen und nicht darauf, wo es am Ende in der Zeitung ist, weil wir digital-first arbeiten. Das heißt, wir überlegen zuerst, was die wichtigen Themen sind, die für die Website relevant sind. Daraus machen wir am Ende des Tages eine Zeitung. Es gibt natürlich besondere Dinge, wo wir sagen, dass da Print so ein tolles Medium ist, da setzen wir einen Fokus auf Print.

Was macht Print denn besser als die Website?

Ach, „besser“ würde ich gar nicht sagen, es sind einfach unterschiedliche Medien. Am Ende ist das Schöne an Print und am E-Paper die Geschlossenheit des Produktes. Viele Menschen sind ein Stück weit überfordert von der Fülle der Möglichkeiten, sich im Netz zu informieren. Viele, nicht nur Ältere, empfinden es als ganz angenehm, wenn wir kuratieren: Wenn du das heute gelesen hast, hast du einen ganz guten Überblick, was so passiert ist, oder was die Debatten der Stadt sind. Das ist die Stärke von Print.

Langer Weg zur grünen Universität

Studierende fordern ein Green Office für mehr Nachhaltigkeit

Das Green-Office-Movement erreicht Leipzig. Damit ist nicht der exzessive Trend zur Begrünung von Arbeitsräumen gemeint, sondern die Einrichtung von Nachhaltigkeitsbüros an Universitäten. Nachdem 2010 die Universität Maastricht das erste gründete, sind dem Konzept viele deutsche Universitäten gefolgt. Das Green Office der Universität solle als Anlaufstelle und Akteur für nachhaltige Projekte fungieren, forderte die AG Nachhaltige Uni (AGNU) Leipzig Ende 2020 in ihrem Konzeptpapier.

Anders als studentische Gruppierungen soll das Green Office direkt an der Universität institutionell verankert werden, um mit diesem Mandat den Weg zur Nachhaltigkeit vor Ort zu managen. Von Studierenden und Mitarbeiter*innen der Uni geführt soll das Büro nach Forderung der AGNU fünf Studentische Hilfskräfte (SHK) für jeweils zehn Wochenstunden und eine feste Mitarbeitendenstelle haben. „Mit dieser Arbeitskraft und jemandem erfahrenem im Nachhaltigkeitsmanagement lassen sich viele Projekte und Änderungen überhaupt erst effektiv an der Uni umsetzen“, sagt Jasmin Braun



Auch ein Green Office

Foto: ao

aus der AGNU. Zu solchen Projekten gehören weitere Punkte des Forderungspapiers, die ein effizienteres Wirtschaften universitärer Ressourcen, sowie ein Mehr an interdisziplinärer Lehre und Forschung zum Thema Nachhaltigkeit enthalten. Eine der ersten Aufgaben soll nach der AGNU die Erstellung eines Nachhaltigkeitsberichts zur Lage der Universität sein. Dafür müsste sie selbst einige Anträge einreichen. „Bis jetzt fühlt sich da keiner wirklich verantwortlich“, führt Braun aus. „Wir sind immer noch Student*innen, die

dabei an ihre Grenzen stoßen. Uns fehlt dafür die Kapazität.“ Neben der Planung eigener Projekte soll das Green Office zukünftig als große Anlaufstelle dienen für interessierte Studierende, Hochschulgruppen, Mitarbeiter*innen, Forscher*innen, Kooperationspartner*innen und die Stadt.

Bis jetzt steckt das Projekt noch in den Kinderschuhen. Im Mai fanden die ersten Verhandlungen mit der Kanzlerin der Universität, Birgit Dräger, und Michel Kubisch aus der Stabsstelle für Arbeitssicherheit und

Umweltschutz statt. Knackpunkt im Diskurs sind die Finanzierungsmöglichkeiten. Zunächst einigten sich die Parteien auf die fünf SHK-Stellen, welche die weitere Finanzierung ausarbeiten sollen. Braun fordert: „Wir wollen keinen Projektcharakter, wie er durch Crowdfunding entstehen könnte – die verlaufen sich zu schnell. Das Green Office soll im Haushaltsplan der Uni berücksichtigt werden und an der Uni fest etabliert sein.“ Ob es für den Haushalt 2022 Beachtung findet, ist nicht gesichert. Dass das Budget knapp ist, können die Akteur*innen nachvollziehen, andere Universitäten hätten aber das gleiche Problem und trotzdem eine Lösung gefunden. Im Optimalfall soll sich das Büro langfristig selbst finanzieren: Mit dem Geld, das die Universität dank dem Green Office an anderer Stelle spart, können seine Mitarbeiter*innen bezahlt werden. Bezüglich genauer Projekte des Green Office konnte Braun nur mutmaßen. „Zunächst muss die Finanzierung stehen.“

Ob das Nachhaltigkeitsbüro echte Veränderung voranbringen kann, ist noch nicht vorauszusagen. Aber durch eine

Bündelung der Ressourcen und vor allem studentischen Tatendrang könnten größere Projekte umgesetzt werden. „Weiter kann mehr Druck auf die Uni aufgebaut werden, bedingt durch den professionelleren, universitären Rahmen, neue Möglichkeiten der Kooperation mit der Stadt und mit dem Verweis auf den 2019 ausgerufenen Klimanotstand und die Umweltleitlinien der Uni Leipzig“, erklärt Braun.

Neben der AGNU unterstützt Tina Krawczyk, Referentin für Ökologie im Studierendenrat, den Vorschlag, ein Green Office einzurichten. Demnach solle das Thema im Juli im Plenum debattiert werden. Als Vertreter*innen der Studierendenschaft würden sie weiter die Wichtigkeit des Projekts betonen.

Dass die Universität Leipzig erst jetzt ein Green Office diskutiert, liegt daran, dass viele Initiativen sich erst in den vergangenen Jahren gebildet haben und durch *Fridays for Future* an Priorität gewannen. Strukturen brauchen Zeit. Und nach Inspiration muss man gar nicht lang suchen: An der HU Berlin gibt es beispielsweise das Studium *Oecologicum*, ein Wahlpflichtmodul zum Thema Nachhaltigkeit für alle Studierenden.

Adefunmi Olanigan

„Veränderung muss wehtun“

Ein Mitglied des Bürgerrats Klima über die Arbeit im Rat, die Politik und radikalen Wandel

Kay Thielemann wohnt in Möckern und arbeitet seit knapp drei Jahren am Band bei BMW. Der 51-Jährige war zufällig ausgelostes Mitglied des Bürgerrats Klima, einer Initiative verschiedener Organisationen, welche die Gesellschaft querschnittartig abbilden und Empfehlungen für die Klimapolitik der Bundesregierung abgeben sollte. luhze-Redakteur Jonas Waack hat mit ihm über E-Autos, Klimagerechtigkeit und Veränderung gesprochen.

luhze: Herr Thielemann, wussten Sie vom Bürgerrat Klima, bevor Sie angerufen wurden?

Thielemann: Nein. Ich gucke zwar Nachrichten, aber da hat man nicht so richtig mitgekriegt, dass es schon zwei gab. Wie es halt so ist: Man kriegt den Anruf, „Sie wurden ausgewählt“, ja gut, okay, wer weiß, was das wieder für Käse ist. Und dann kam der Brief: Das ist ja doch was Hochoffizielles und Anständiges!

Was dachten Sie vor dem Bürgerrat über das Klima-Thema?

Dass etwas getan werden muss, ist fast jedem klar. Aber ganz so groß hat man sich mit dem Thema noch nicht beschäftigt. In den Medien fehlen die fundierten Informationen, die ich als Bundesbürger brauche, um mir da ein Bild zu machen.

Haben Sie die im Bürgerrat bekommen?

Aber sowas von! Ich laufe jetzt zu meinem Arzt, statt zu fahren, und ich gucke, dass ich so viel wie möglich das Auto stehen lasse.

Machen Sie sich wegen des Bürgerrats mehr Sorgen um Ihren Job bei BMW?

Nö. Weil BMW schon seit geraumer Zeit im Wandel ist. Wir haben nach Leipzig eine Batterieproduktion bekommen, die Elektrofahrzeuge sollen weitaus mehr werden. Die Autohersteller machen ja was. Man hat sich leider nur auf diese batteriebetriebenen Elektrofahrzeuge gestürzt. Elektroautos sind noch zu teuer und die Reichweiten sind zu kurz. Im Bürgerrat war mein Präventionsbeispiel immer eine normale vierköpfige Familie. Die

wollen an die polnische Ostsee fahren. Da brauche ich mit dem Elektrofahrzeug locker zwölf Stunden. Weil man dreimal zwischenladen muss. Und wie soll sich so eine vierköpfige Familie ein Auto für 50.000 Euro leisten?

Die Familie könnte ja auch Zug fahren.

Das ist richtig, aber die Alternativen zum Auto sind schweinetuer. Das war auch ein großer Aspekt im Bürgerrat. Wir haben gesagt, es soll eine Kerosinsteuer erhoben werden, und davon sollen Gelder in den ÖPNV fließen, um den auszubauen und wesentlich günstiger zu machen. Das Umdenken passiert nur, wenn ich dem Bürger einen Anreiz gebe.

Haben Sie mit den Wissenschaftler*innen im Bürgerrat über diese Anreize gesprochen?

Die haben das, was wir erarbeitet haben, immer wieder geprüft. Dann haben sie den Nutzen als „gering“, „hoch“ oder „sehr hoch“ bewertet. Und der ÖPNV wurde von den Wissenschaftlern sehr wohlwollend aufgenommen, als „hoch“ bis „sehr hoch“.

Der Bürgerrat hat sich dazu entschieden, eine Pro-Kopf-Dividende auszuschütten, die sich am Einkommen der Haushalte orientiert.

Genau, weil wir alle der Meinung waren, wenn ich jetzt Verbrenner richtig teuer mache, treffe ich nur die, die viel fahren müssen, und die Armen, die sich das nicht mehr leisten können. Wir waren alle der Meinung, dass man nicht nur die oberen 10.000, sondern die oberen 500.000 mehr zur Kasse bitten muss, weil die eine gesellschaftliche Verantwortung haben. Wer heutzutage reich ist, der ist durch die Gesellschaft und die Arbeitnehmer reich geworden. Der muss auch ein bisschen mehr zurückgeben.

Finden Sie, die nächste Bundesregierung sollte all Ihre Empfehlungen umsetzen?

Das wäre wünschenswert. Dass es nicht passiert, wissen wir leider alle. Es wurde im Nachgang in der Whatsapp-Gruppe diskutiert, dass es wahrscheinlich so sein wird, dass sich die Regierung die Rosinen rauspicks und auf die Fahnen schreibt, und

dass die Umsetzung dessen, was unangenehm für die Regierung ist, hinten runterfällt.

Wollen Sie sich nach dem Bürgerrat auch politisch für mehr Klimaschutz engagieren?

Ich bin in meinem Kopf ein bisschen im Wandel, was das angeht. Da bin ich aber noch nicht so weit, dass ich sage, ich gehe jetzt auf die Straße und kämpfe dafür.

Worin besteht dieser Wandel?

Ich habe im Bürgerrat den Spruch geprägt: Veränderung muss wehtun, sonst wird man nichts erreichen. Das Auto muss weg und es werden einige Sachen wesentlich teurer, um den Wandel einzuläuten. Das meine ich damit. Ich bin noch dabei, mich dem Wehtun langsam zu nähern. Der Bürgerrat hat mir das Wissen und das Bewusstsein gegeben, dass sich radikal etwas ändern muss. Und die Einsicht, die formt sich gerade in meinem Kopf. Ich versuche herauszukriegen, wie und was ich mit meiner Lebensgefährtin und meinen Freunden dazu beitragen kann.

„Promotion ist eine Berg- und Talfahrt“

Sechs Doktorand*innen sprechen über ihre Erfahrungen

Die eine Promotionserfahrung gibt es nicht, aber was Promovierende eint, ist die Freiheit in ihrer Arbeit. Über die Beweggründe, Erfolge und Schwierigkeiten hat luhze-Redakteurin Adefunmi Olanigan mit sechs Promovierenden gesprochen.

Theologie

Thomas Linke: „Achja Thomas, du wirst auch mal noch promovieren“, sagte mir eine ehemalige Studentin in meinem Auslandssemester in Japan. Darüber hatte ich vorher noch gar nicht nachgedacht. Als ich daraufhin mit dem Gedanken spielte, merkte ich, dass ich, unabhängig vom Beruflichen, Bock dazu habe, mich für ein paar Jahre in ein Thema richtig reinzufuchsen.



Ich promoviere in der systematischen Theologie und untersuche den Einfluss der USA auf Ernst Troeltsch, ein Theologe, den ich als Vordenker für das Religionsrecht in Deutschland begreife. Während meines dreijährigen Referendariats im Lehramt Geschichte und evangelische Religion habe ich mein Thema zusammengestellt und konnte mich bewerben. Durch das Promovieren habe ich gelernt, Texte mit Exaktheit zu lesen und zu schreiben, im vollen Kontext. Das Schöne ist, dass man im studentischen Rhythmus und im Kosmos der Universität bleibt. Am meisten zu kämpfen habe ich aktuell damit, dass die Lehre unter Corona-Bedingungen mehr Zeit frisst als vorher. Die Promotion voranzubringen und nicht aus dem Blick zu verlieren, bei den 3.000 akuten Dingen, ist manchmal schwer.“

Psychologie

Hanna Stoffregen: „Bereits in meinem Psychologie-Bachelor in Hamburg habe ich angefangen, als wissenschaftliche Hilfskraft in der Forschung zu arbeiten. Hier und bei meinen Abschlussarbeiten im Bachelor und Master hatte ich geniale Betreuerinnen und durfte, ähnlich wie eine Doktorandin, meine eigenen Projekte bearbeiten. Das hat mir irre viel Spaß gemacht. Ich hatte lauter Erfolgserlebnisse, weil ich schnell viel Neues gelernt habe und ernst genommen wurde. Wissen-

schaft ist auch richtig cool. In der Psychologie hat man Kontakt zu Menschen, kann sich kreative Studien ausdenken, hat abwechslungsreiche Aufgaben und ist sehr frei, auch in den Arbeitszeiten. Damals war ich sehr idealistisch und wollte die perfekte Stelle finden und kam so nach Leipzig. Anfangs hatte ich



vor allem ein Betreuungsproblem und habe mich sehr verloren gefühlt. Mein Fehler war es, mich zu wenig vor Ort am Institut zu engagieren und zu vernetzen. Dadurch bekam ich weniger mit. Corona hat den Fortlauf meiner Studie weiter eingeschränkt, da ohne Probanden das Vorankommen kaum möglich ist. Die Lockdowns gaben mir jedoch die Zeit, mich auf Alternativen zum Promovieren einzustellen.“

VWL

Christoph Meng: „Ich bin studierter Geograph und Volkswirt und promoviere in der Volkswirtschaftslehre, im Bereich Finanzwissenschaften. Ich beschäftige mich damit, inwieweit eine Flächeninanspruchnahme durch Siedlungen und Verkehr Folgen für die öffentlichen Haushalte der Länder und Kommunen in Deutschland hat. Das ist auch eine Umweltfrage. Kurz gesagt hat sich meine Promotion einfach ergeben. Aber ich bin da schon sehenden Auges rein und würde auch jedem empfehlen, sich zu überlegen: Will ich das eigentlich, schaff ich das und unter welchen Bedingungen? Reich wird man nicht davon. Während meines Studiums war ich viel als wissenschaftliche Hilfskraft tätig. Das empfehle ich allen, die überlegen, in die Forschung zu gehen.“



Zum Ende meines Masters gab es einige Optionen für wissenschaftliche Mitarbeiterstellen inklusive Promotion. Am meisten gefällt mir, dass, egal ob Postdoc oder frisch nach dem Abschluss, sich alle auf Augenhöhe begegnen. Zudem die

Freiheit, vieles selbst zu gestalten wie die Art der Bearbeitung konkreter Fragestellungen. Es ist möglich, sich immer wieder neu auszuprobieren oder vorhandenes Wissen zu vertiefen. Das ist für mich das Salz in der Suppe.“

Mathematik

Julien Lenhardt: „Ich promoviere in einer Mischung aus Meteorologie und maschinellem Lernen. Eigentlich habe ich in Frankreich Mathematik und Statistik studiert. Dieser Hintergrund ist in vielen Feldern nutzbar und ich wollte nicht theoretisch arbeiten, sondern mein Wissen anwenden. Noch vor Ende meines Masters bewarb ich mich beim europäischen, vernetzten Miraclé Projekt, ohne große Erwartungen. Richtig durchdacht habe ich das Ganze nicht. Aber ich mochte den interdisziplinären Charakter. Nach meinem Abschluss wollte ich unbedingt ins Ausland und der PhD bietet dazu eine gute Möglichkeit. Deutschland ergab sich im Rahmen des Projekts und dadurch, dass ich das Land und die Sprache kannte.“



Besonders genieße ich die Freiheit in meiner Arbeit. Zum Beispiel kann ich einer Idee interessehalber für drei Wochen nachgehen, auch wenn diese nicht zielführend ist. Andererseits muss man darauf vorbereitet sein, nicht immer produktiv zu sein und sich die Frage zu stellen: „Warum mache ich das hier?“ Im Vergleich zum Studium bevorzuge ich das Promovieren. Ich habe mehr Geld, mehr Zeit und kann mich mit den Themen beschäftigen, die mir gefallen.“

Biophysik

Sabrina Friebe: „Durch den Bachelor habe ich mich gekämpft und hätte mir da nicht zugetraut, einen Doktor zu machen. Im Master wurde es besser. Letztlich fand ich das Forschungsthema cool, die Promotion war zweitrangig und hat sich ergeben. Ich untersuche interdisziplinär eine Methodik, um Gewebe wie Schweineaugen langfristig auf Titanoxid-Nanoröhrchen am Leben zu erhalten. Das kann genutzt werden, um Tierversuche zu vermindern. Begonnen habe ich 2016 und brauche meiner

Meinung nach schon fast zu lange, bedingt durch einige Rückschläge. Bei meinem ersten Thema ist zum Beispiel der Kooperationspartner finanziell weggefallen. Ich will nicht sagen, dass ich nichts mehr mit mir anzufangen wusste aber biologische Expertisen wären auf diesem Gebiet echt hilfreich gewesen.“



Aber ja, ich würde es wieder machen, vielleicht etwas geordneter. Die Freiheit zu haben, in andere Bereiche reinzuforschen, macht für mich Promovieren aus. Dadurch, dass man nicht Vollzeit angestellt ist, kann man sich ein spannendes Thema herauspicken und etwas Neues aufbauen.“

Astrid Kupferer: „In der Promotion beschäftige ich mich mit der Weiterentwicklung der Nanoröhrchen, wie Sabrina. Dabei verändere ich deren Oberflächen und charakterisiere diese und die Reaktion der Zellen und Gewebe darauf. Mir war schnell klar, dass ich gerne promovieren würde und es mir Spaß macht, in der Forschung zu bleiben. Schon vor dem Schreiben meiner Masterarbeit habe ich ein Exposé für ein Stipendium bei der Heinrich-



Böll-Stiftung vorbereitet. Mein Forschungsthema habe ich mir in Absprache mit meinem Doktorvater selbst zusammengestellt. Meinen damaligen Zeitplan konnte ich nicht einhalten. Zum einen ergaben sich immer wieder neue spannende Entdeckungen, zum anderen bekam ich während meiner Promotion ein Kind und war dadurch ein Dreiviertel Jahr weniger in die Forschung eingebunden. Eine Promotion ist eine Berg- und Talfahrt, man hat gute Phasen, manchmal funktioniert gar nichts, man bekommt dadurch aber neue Ideen. Außerdem lernt man wahnsinnig viel, sich selbst zu strukturieren und zu motivieren. Gerade planen Sabrina und ich den Forschungstransfer unseres Projekts in ein Start-Up.“

Fotos: Privat



Über Brücken

Das Wort „Brücke“ leitet sich aus dem althochdeutschen „brugga“ ab, das aus dem 8. Jahrhundert stammt und so viel wie „Bretterboden“ bedeutet.

Leipzig ist neben Hamburg und Berlin eine der brückenreichsten Städte Deutschlands. Mit 457 Brücken gibt es hier mehr Brücken als in Venedig (400).

Die Hängebrücke Q'iswachaka befindet sich in der peruanischen Provinz Canas. Das Besondere: Sie wird ausschließlich aus Gras hergestellt. Seit etwa 500 Jahren flechten und knüpfen die Einheimischen die Brücke jedes Jahr neu aus Ichu-Gras. Diese Tradition ist seit 2013 Teil der Unesco-Liste des immateriellen Kulturerbes.

Die Gymnastikübung „Brücke“ fand bereits circa 2000 vor Christus im antiken Ägypten und Griechenland Zustimmung. So sehr, dass die turnerische Bewegung auf Vasenmalereien, Kalksteinscherben und Höhlenzeichnungen verewigt wurde.

Der Song „Über sieben Brücken mußt du gehn“ (1978) von der Rockband Karat war so beliebt, dass er bei der DDR-Jahreshitparade 1979 den zweiten Platz belegte und Bundespräsident Joachim Gauck ihn bei seinem Dienstabchied 2017 einspielen ließ. Dabei beruht das Lied auf dem gleichnamigen Film, der aus politischen Gründen 1979 von der DDR verboten wurde.

Im Leipziger Osten wurde am 1. Juni 2021 eine neue Brücke eröffnet, die den Wilhelm-Külz-Park mit der Alten Messe verbindet. Sie ist exakt 18 Meter und 13 Zentimeter breit und erinnert damit an die Völkerschlacht im Jahre 1813.

Seit 5.000 Jahren werden Esel von Menschen gerne als Lasttier eingesetzt. Da sich Esel weigern, Gewässer zu durchqueren, mussten kleine Brücken für sie gebaut werden. Die sprichwörtliche Eselsbrücke, mit der wir uns etwas besser merken, ist ebenso wie die historische ein kleiner Umweg, mit dem man dennoch schneller zum Ziel gelangt.

Charlotte Paar

„Verbände brauchen Vereine, nicht andersherum“

Präsident der Confederation of Football über Monopole und die Schiedsrichterei

René Jacobi hat 2015 die Confederation of Football (CoF) gegründet, um im deutschen Amateurfußball eine Alternative zum Deutschen Fußball-Bund (DFB) und den angegliederten Regionalverbänden zu schaffen. Im Interview mit luhze-Redakteur Jonas Waack spricht er über undurchsichtige Strukturen, Schiedsrichter*innen und das Verhältnis zwischen Vereinen und Verbänden.

luhze: Herr Jacobi, Sie wollen die Monopolstellung des DFB angreifen und so den Fußball verbessern. Warum versuchen Sie das nicht innerhalb des DFB?

Jacobi: Bevor wir uns gegründet haben, haben wir mit Vielen gesprochen, die genau das versucht haben. Das sind alles Menschen, die heute fast nichts mehr mit dem Fußball zu tun haben, weil sie festgestellt haben, dass sie gegen viele künstlich aufgebaute Hürden und Barrieren laufen. Nehmen Sie die letzte Wahl des DFB-Präsidenten, wo sich Ute Groth aus dem Amateurlager als Präsidentin bewerben wollte und ausgekocht und abgebügelt wurde, weil niemand wusste, wie man sich auf das Amt der Präsidentin bewerben kann. Sie landen bei der Bewerbung als Präsidentschaftskandidatin bei der Personalabteilung des DFB und die sagen, sie sind nicht zuständig. Wie wollen Sie in so einem System, das solche Hürden aufbaut, irgendetwas verändern? Sie kommen nur an den entscheidenden Menschen wie zum Beispiel Rainer Koch in seiner Multifunktionsrolle vorbei, wenn er Sie für genehm hält. Und wenn Sie Rainer Koch genehm sind, ändern Sie nichts.

Was wollen Sie denn besser machen als der DFB?

Wir konzentrieren uns nicht auf das, was der DFB macht. Worauf wir uns fokussieren, ist der reine Amateurbereich. Wir sind ein



René Jacobi (l.) und Busani Sibindi (Präsident Matabelaland FA)

Foto: Confederation of Football

Wettbewerber auf Ebene der Kreis- und Landesverbände. Das beginnt bei ganz einfachen Problematiken: Sie wollen zum Beispiel ein internationales Freundschaftsspiel als Verein machen. Sie wollen eigentlich nur, dass Ihr Verband Sie dabei unterstützt. Was die Vereine aber feststellen, ist, dass sie sich selber erstmal durch die Verbandsstrukturen telefonieren müssen, um herauszufinden, wen sie wie informieren müssen, damit sie das Spiel machen dürfen. Allein die Tatsache, dass ich als Fußballverein eine Erlaubnis für ein Spiel brauche, ist schon absurd. Das Zweite ist, dass wir in eine Dienstleisterrolle gegenüber dem Verein gehen. Ein Thema, das die Vereine immer wieder haben, ist das Thema Schiedsrichtergewinnung und vor allem das Halten von Schiedsrichtern. Das ist aus Sicht der bestehenden Verbände recht einfach gelöst. Die geben Ihnen eine Vorgabe, Sie müssen so und so viele Schiedsrichter haben, und wenn Sie die nicht haben, bekommen Sie eine Strafe. Der Fußballverein ist eigentlich für die Aus- und Weiterbildung von Spielern verantwortlich. Da taucht das ganze Thema Schiedsrichter gar nicht auf. Wenn wir schauen, mit wem die Schiedsrichter kontinuierlich zu

tun haben, ist das der Verband. Weil der die Spiele ansetzt. Der Verband legt fest, welche Spielklasseneinteilung Sie haben.

Das heißt, Sie wollen sich mehr um die Schiedsrichter kümmern?

Das ist ein großer Baustein. Bei uns sind Schiedsrichter nicht einfach nur Mitglieder, sondern sie werden in eine eigene Organisation eingegliedert und sie müssen nicht zu Vereinen gehören. Und wenn wir junge Menschen halten wollen, müssen wir ihnen auch etwas Besonderes bieten. Dann reden wir von internationalen Spielen und Turnieren, wo sich diese Schiedsrichter weiterbilden. Das sind die Erlebnisse, die sie bei dir und bei der Schiedsrichterei halten. Unsere Schiedsrichter haben inzwischen mehr internationale Spiele als alle Leipziger Schiedsrichter in den letzten, ich würde mal sagen, 30 Jahren.

Sie haben schon Probleme mit dem Leipziger Fußballverband gehabt. Wie wollen Sie dem in Zukunft begegnen?

An der Stelle muss man es grundsätzlich so sehen: Kein Monopolist hat seine Monopolstellung je freiwillig hergegeben. Es sind alles juristische Dinge, die auf einer europäischen Ebene schon längst geklärt sind. Es

existiert auch schon deutsche Rechtsprechung, da kann man auf das Thema Deutsche Ringerliga und Deutscher Ringerbund verweisen. Das Ganze ging bis zum Oberlandesgericht, das sagt, auch die Fußballverbände unterliegen dem Kartellrecht. Am Ende des Tages sehe ich gar kein Problem: Die Vereine werden das entscheiden. Wenn sich die Vereine großteilig von den bestehenden Verbänden abwenden, ist die Entscheidung getroffen – diese Möglichkeit gab es ja vorher nie. Sie können keinen Verein zwingen, Mitglied in einem bestimmten Verband zu sein.

Es gibt aber auch sozialen Druck innerhalb der Verbände: Dass es verpönt ist, mit Ihnen zusammenzuarbeiten.

Den gibt es tatsächlich. Es gibt aber auch mehr und mehr Vereine, die sagen, okay, welchen relevanten Druck möchte denn ein Verband ausüben? Die Verbände brauchen die Vereine, nicht andersherum. Die Vereine können sich ziemlich frei selbstorganisieren, wenn sie es wollen. Da gibt es jetzt zum Beispiel die International Phoenix Trophy, bei der auch der HFC Falke aus Hamburg beteiligt ist. Das ist ein internationales Turnier, ohne dass irgendein Verband invol-

viert ist. Daran sieht man, dass Vereine wach werden und sich fragen: „Was bringt uns ein Verband? Welchen Mehrwert haben wir? Haben wir dadurch mehr Stress?“ Das hat auch viel damit zu tun, dass es in vielen Vereinen langsam aber sicher Altersverschiebungen in den Vorständen gibt, wo viele jüngere Leute nachrücken, die viele altgediente Prozesse hinterfragen. Die fragen sich, ob es Sinn ergibt, dass die Vereine ständig irgendwelche Strafen aus angeblich juristischen Prozessen bezahlen müssen, die mit dem Rechtsverständnis in einem Rechtsstaat wenig zu tun haben.

Was meinen Sie damit?

Es gibt innerhalb der Verbände sogenannte Sportgerichte. Die sind dafür zuständig, Verfehlungen von Spielern, Vereinen, Trainern und Schiedsrichtern im Rahmen einer Nachverfolgung entsprechend zu verurteilen. Das ist vom Prinzip her eine Paralleljustiz, die sich ganz gern fernab deutschen Rechtes bewegt. Sie können dort eine Stellungnahme abgeben und es ist vollkommen egal, was Sie dort reinschreiben: Wenn sich die Sportrichter in den Kopf gesetzt haben, dass Sie verurteilt werden sollen, passiert das auch. Jetzt hat man insbesondere in der Sportsgerichtbarkeit angelehnt an die Zivilprozessordnung eine schöne Ausweichstelle gebaut: Wenn eine Geldstrafe unter 100 Euro für eine Einzelperson ist, können Sie gegen dieses Urteil auch nicht in Berufung gehen. Und jetzt kriegen Sie ein Urteil, das vollkommen hanebüchen ist und keiner einzigen Rechtsgrundlage folgt, und Sie können dagegen nicht in die nächsthöhere Instanz in Berufung gehen. Das bedeutet vom Prinzip her, dass Sie als Sportrichter dort vollkommen freie Hand haben, tun und lassen können, was Sie wollen, weil der Verein kein nächstes Rechtsmittel dagegen hat.

AUS RESPEKT VOR DEINER ZUKUNFT.

HOLGER MANN

>> bessere Bildung, gute Arbeit und 12 € Mindestlohn
>> Schaffung von bezahlbarem Wohnraum und Mietpreisbremse
>> gute, digitale Lehre und nachhaltige Perspektiven in der Wissenschaft

www.holger-mann.de



SPD
Soziale Politik für Dich.



NADJA STHAMER

>> junge Politik im Bundestag
>> Familien in den Mittelpunkt, Kindergrundsicherung und ein modernes Familienrecht
>> Entwicklungspolitik, die uns etwas wert ist und Frieden sichert

www.nadja-sthamer.de

Clubabend als Rettungsanker

Distillery veranstaltet „safe rave“ für 200 Gäste ohne Sicherheitsabstand

Wenn mir dunkle Lockdown-Tage die Stimmung trübten, malte ich mir immer den Tag aus, an dem wieder gefeiert und getanzt werden kann – ohne Abstand und ohne Hemmungen vor Interaktion. Während ich von einem unklaren Wann und Wie in der Zukunft träumte, arbeitete Tobias Loy als einer der Initiatoren an Modellprojekten für die Kulturszene Leipzigs. „Wir haben den Rahmen für diese Veranstaltungsorte geschaffen“, erklärt er mir.

Wir stehen im Innenhof der Distillery, einem Technoclub in der Kurt-Eisner-Straße. In den nächsten Stunden werden 200 Gäste für den „safe rave“ eintreffen, um zu feiern wie vor der Pandemie. Loy steht mir ohne Maske gegenüber. Uns trennen keine 1,5 Meter Sicherheitsabstand. Das Eintreten durch die unscheinbare, schwarze, graffitibesprühte Tür des Clubs hat uns von allen draußen geltenden Hygienemaßnahmen befreit. Um jetzt hier stehen zu dürfen, habe ich

mich bereits am Vormittag in der Distillery testen lassen und mich an die vier Seiten langen Anweisungen gehalten, die mir nach dem Kauf meines Tickets zugesendet wurden. Kein Hygienekonzept während der Veranstaltung zu brauchen, heißt eben nicht, gar kein Konzept zu verfolgen. „Es war relativ schwierig, das Modellprojekt genehmigen zu lassen. Wir haben Anfang des Jahres angefangen zu planen“, blickt Steffen Kache, der Geschäftsführer der Distillery, auf die Vorbereitungen zurück.

Der Abend dient zu mehr als dem inzwischen einzigartigen Vergnügen. Er ist Teil einer wissenschaftlichen Studie, die Öffnungsszenarien für die Kulturbranche erprobt. „Das kann der Rettungsanker für eine ganze Branche im Herbst sein“, macht Loy deutlich. Bereits vor einer Woche, dem 12. Juni, wurden die Türen der Distillery für die Gäste erstmals geöffnet. Die Bilanz von Kache fällt mehr als positiv aus: „Das war eine der schönsten Veranstaltungen, die wir jemals hatten.“ Die negati-



Ungewohnte Nähe: ein Abend im Club

Foto: jms

ven Testergebnisse der nachgetesteten Feiernenden stimmen die Veranstalter für den heutigen Abend noch entspannter.

Um uns herum trifft das Personal die letzten Vorbereitungen. Bänke werden verschoben, die Musik lauter gedreht. „Gleich geht es los!“, ruft eine Barkeeperin über den Hof. In der nächsten halben Stunde beginnt sich das vorwiegend schwarzgekleidete Publikum mit Leichtigkeit in das Clubbild einzufügen. Erleichtert stelle ich fest, dass ich mit meinem Outfit den Dress-

code treffe, auch wenn ich es noch mit ein paar Stahlketten hätte aufrüsten können. Nachdem meine Begleitung und ich einige Zeit am Tischkicker verbracht und ich versucht habe meine aufkeimende Social Anxiety herunterzuspielen, zieht es uns nach drinnen. Während der Bass einen guten Pegel erreicht, holen wir uns das erste Getränk und wagen uns in die frontal zum Pult der DJane hingerrichtete tanzende Masse. In Flackerlicht und Nebel gehüllt folgt jeder Schritt Beat auf Beat. Die

Tanzenden scheinen in eigene Welten abzutauchen und so versuche auch ich mich von meinen Gedanken zu befreien.

Einige Stunden später ist die Ernüchterung trotz meines Gin-Tonics, an dem ich stumm nippe, groß. Ich kann, im Gegensatz zu den zwei Männern, die mir auf der Unisex-Toilette mit einem Fächer Luft zuwedelten und dabei Insiderwitze rissen, eine gewisse Anonymität nicht abschütteln. Die Stimmung ist ausgelassen, die Tanzfläche gefüllt. Eine junge Frau sitzt mir gegenüber und wartet auf ihre Begleitung. Wir werfen uns ein kurzes Lächeln zu, bevor mein Blick weiter über die Gäste schweift, die sich in kleine Gruppen aufteilen. Statt gedankenfrei, fühle ich mich mittlerweile gedankenverloren. Der beschwörende Rhythmus der Musik hat mich müde gemacht und ich bin es nicht gewohnt, zum Sonnenaufgang noch wach zu sein. Also gehen wir zum Ausgang. Zurück zu der gleichen schwarzen Tür, die uns mit alter Freiheit empfangen hat.

Julie-Madeline Simon

Aussteigen, bitte

Was Leipziger Endhaltestellen zu bieten haben

Taucha

In Taucha steigt man aus der Linie 3 „An der Bürgerruhe“ aus und viel besser lassen sich die Vorzüge dieses Ortes auch nicht beschreiben. Wenige Meter von der Haltestelle entfernt ist der Schwanenteich, der zwar einen Schwan vermissen lässt, aber sonst ganz hübsch ist. Hier steht außerdem ein Mahnmahl für die Gefangenen und Toten der Zwangsarbeitslager rund um Taucha. Sich ihre Geschichte anzuschauen ist erschreckend, aber außerordentlich wichtig.

In Richtung Schoppenteich läuft man an einem Bächlein vorbei, das – und nie hat ein Wort besser gepasst – so dahinplätschert. Um den Teich stehen zahlreiche Trauerweiden, die das ganze Bild leicht verwunschen wirken lassen. Wer sich nicht an der Bahnfahrt stört, findet hier einen wundervollen Ort zum Lesen, Musikhören oder Schreiben.

Wahren

Ein leicht schäbiges Rathaus begrüßt die Linien 10 und 11 in Wahren, aber dafür sind wir nicht hier. In Wahren gibt es nämlich eine Parkeisenbahn. Die Fahrt dauert etwa sieben Minuten und man sieht gar nicht so unheimlich viel

außer Wald, aber die Lokomotiven und Waggonen sind so niedlich, dass das ziemlich egal ist. Entgegen der Ankündigung auf der Website wird man allerdings nicht von Kindern umhergefahren, sondern von Erwachsenen. Dafür gibt es einen sehr authentischen Pfiff beim Losfahren.



Lößnig

Wer schon immer einmal Starlight Express nachstellen wollte, ist in Lößnig genau richtig: Der Erholungspark Lößnig-Döllitz, der direkt an die Haltestelle der Linien 10 und 16 angrenzt, birgt eine Rollschuhbahn. Musicalhaser*innen können hier alternativ ihren Kompetitivitätsdrang ausleben und Partner*innen oder Freund*innen in Grund und Boden fahren. Es gibt sogar zwei Tribünchen, von denen aus man sich

anfeuern lassen kann. Lößnig hat außerdem den Rundling zu bieten, eine kleine, vom Bauhaus-Architekten Hubert Ritter erdachte Siedlung aus senfgelben Häusern, die in drei konzentrischen Kreisen angelegt ist.

Böhlitz-Ehrenberg

Dass die Linie 7 die merkwürdigste der Leipziger Straßenbahnlinien ist, ist weithin bekannt. Dass sie einen auf ihrer Fahrt gen Westen dreist anlegt, weit weniger. Denn was die Leipziger Verkehrsbetriebe (LVB) Endhaltestelle „Böhlitz-Ehrenberg“ nennen, ist in Wirklichkeit Gundorf. Das wurde zwar von Böhlitz-Ehrenberg eingemeindet, aber weil Böhlitz-Ehrenberg inzwischen auch von Leipzig eingemeindet wurde, könnten die LVB auch einfach alle ihre Haltestellen „Leipzig“ nennen, wenn sie schon so vorgehen wollen.

Gundorf unterscheidet sich nicht wirklich von jedem beliebigen Dorf in Ostdeutschland. Insgesamt ist ein Besuch nicht zu empfehlen, vor allem wegen der dreisten Lüge zu Beginn, aber auch weil es tatsächlich eine halbe Ewigkeit dauert, bis man endlich angekommen ist.

Jonas Waack

Wie geht eigentlich...

einen Wikipedia-Artikel schreiben?

Um einen Wikipedia-Artikel zu schreiben, musst du weder Informatik studieren noch einen riesigen Fundus an nerdigem Wissen haben. Du brauchst noch nicht einmal ein Benutzer*innenkonto, das aber kostenlos ist und einige Vorteile bietet wie die Nachrichtenfunktion.

Für den Einstieg bietet es sich an, zunächst die Hilfeseiten querzulesen und sich durch Bearbeitungen an bestehenden Artikeln mit der Funktionsweise vertraut zu machen. Außerdem kannst du dich auf der sogenannten Spielwiese ausprobieren. Das ist eine Seite, auf der alle mit verschiedenen Änderungen experimentieren können und die regelmäßig zurückgesetzt wird.

Bevor du einen neuen Artikel anlegst, solltest du prüfen, ob dein Thema schon eine Seite hat und ob es relevant genug ist. Dabei ist zu beachten, dass die Wikipedia sich ausdrücklich nicht als „allgemeines Personen-, Vereins-, Organisationen- oder Firmenverzeichnis“ versteht. Es gibt eine Seite mit Relevanzkriterien, die aber nicht unbedingt erfüllt sein müssen. Relevanz ist immer auch Sache von Diskussionen. Wenn du dir unsicher bist, kannst du deinen Artikelentwurf im Rele-

vanzcheck von anderen Wikipedianer*innen einschätzen lassen. Diesen Entwurf speicherst du zunächst am besten auf deiner Benutzerseite und legst ihn erst am Ende als richtigen Artikel an. Beim Schreiben solltest du auf eine neutrale Darstellung und eine auch für Fachfremde verständliche Sprache achten und alle deine Aussagen mit Quellen belegen. Außerdem solltest du wichtige Begriffe mit den entsprechenden Artikeln verlinken und deinen Artikel einer oder mehreren Kategorien zuordnen. Für die typische Struktur kannst du Formatvorlagen nutzen oder dich an bestehenden Artikeln orientieren.

Bis dein Artikel öffentlich sichtbar ist, kann es etwas dauern, denn er wird zunächst von erfahreneren Nutzer*innen geprüft. Keine Panik, wenn dabei oder später Mängel oder Fehler angemerkt werden oder dein Artikel sogar zur Löschung vorgeschlagen wird. Es gibt immer jemanden, der dir hilft, deinen Artikel zu verbessern und Löschungen passieren nie ohne Diskussionen.

Und, wie die Wikipedia sogar selbst im Tutorial schreibt: „Du kannst nichts kaputt machen. Sei mutig!“

Lisa-Naomi Meller

KOLUMNE



Raumgreifend

Ein warmer Spätsommerabend. Menschen tummeln sich auf der Karl-Heine, eine Freundin und ich unter ihnen. An einem sicheren Platz, jede mit ihrem Piccolo in der Hand, sitzen wir auf der Straße, um auf unsere Abschlussarbeit anzustoßen. Wir hatten das große Ziel, unterrepräsentierten Stimmen einen Raum zu geben und denken auch, dass es uns gelungen ist. Aktivistisch und aufgeklärt feiern wir uns also selbst.

Dann passiert uns ein entfernter Bekannter. Was geht?, das Übliche. Das Gespräch wandert von Small Talk zu unserer Arbeit, zum Frau-Sein, zum Queer-Sein, zum Nicht-Gehört-Werden, zum Raum-Suchen. Und da geht es los.

„Also, ich verstehe ja nicht, warum durch diese inklusiven Räume am Ende doch immer jemand ausgeschlossen wird. In Leipzig kann ich bald auf keine Fete mehr gehen, weil ich nicht queer oder eine Frau bin.“ Stille, in der ich und meine Freundin geladene Blicke austauschen. Das ganze Gespräch, das folgte, hier aufzugreifen, würde sowohl den Rahmen als auch meine Geduld sprengen.

Am Ende des Tages besänftigten zwei queere Frauen, die ihren Erfolg feiern wollten, über zwei Stunden hinweg einen cis Mann, der Angst hat, keinen Platz mehr in Leipzig zu haben. Warum, weiß ich nicht. Vielleicht war es der verzweifelte Versuch, mit respektvollem Diskurs Einsicht für die Notwendigkeit sicheren Raums zu bewirken. Hat nicht geklappt. Mit welchem Selbstbewusstsein er sich seinen und uns unseren Raum nahm, verblüfft mich bis heute. Zudem verblüfft mich, wie ich mich vom digitalen Seminarraum bis zum Bürgersteig immer wieder in der gleichen Situation wiederfinde: ein männlicher Raum, den ich mit Anstrengung ergreifen muss. Und der für andere selbstverständlich ist.

Heute würde ich es wohl anders machen – ihm den Raum nehmen, uns den Abend geben, den wir wollten. Ein Gespräch über fehlenden Raum nicht vom ersten Mann leiten lassen, der vorbeikommt. Zuallererst aber herausfinden, wo diese ganzen Feten sind, auf die er nicht mehr kann. Ich habe sie nämlich noch nicht gefunden.

Anna Seikel

Kommentar
zu Seite 2

Fest im Griff

Falscher Umgang mit Kriminalität in Leipzigs Osten

Die Waffenverbotszone (WVZ) um die Eisenbahnstraße soll wieder aufgehoben werden. Zwischen dem 5. November 2018 und dem 9. Juni dieses Jahres haben dort Polizeikontrollen stattgefunden, um zu verhindern, dass gefährliche Gegenstände mitgeführt werden. Man meint, dass dann in der etwa einen halben Quadratkilometer großen Region keine Kriminalität stattfindet. Was nun bleibt, nachdem das sächsische Oberverwaltungsgericht die Polizeiverordnung im März für unwirksam erklärt hat und die WVZ nun wieder aufgehoben ist, sind die berüchtigten gelben Schilder, die in dem Gebiet der Zone auf das Verbot hinweisen und ein kläglicher Versuch, ein strukturelles Problem mit dem Einsatz von Polizei und Diskriminierung in den Griff zu bekommen.

2018 hat der ehemalige Innen-

minister Sachsens Markus Ulbig (CDU) als einer der ursprünglichen Initiatoren gemeint, es wäre die Lösung für das Kriminalitätsproblem. Zuspruch erhielt er unter anderem von Chris Schulenburg, innenpolitischer Sprecher der CDU-Landtagsfraktion Sachsen-Anhalt und ehemaliger Polizist. Er argumentiert, dass die Waffenverbotszone für ein Gefühl von Sicherheit Sorge. Tatsächlich sorgen die Schilder aber eher für Verunsicherung und die Stigmatisierung eines Viertels.

Zur Maßnahme bezieht Leipzigs Ex-Polizeipräsident Bernd Merbitz Stellung, der Rechtsstaat würde ausdrücklich seinen Willen dokumentieren, die Häufigkeit und Heftigkeit der Gewalt einzudämmen. Der Einsatz und das Mitführen von gefährlichen Gegenständen seien nicht tolerabel. Ausnahme: Die Waffe befindet sich in einem verschlos-

senen Behältnis. Konsequenz.

Denn statt nach eigentlichen Ursachen zu suchen und über integrative Maßnahmen nachzudenken, wurden lieber 4.616 Polizeikontrollen durchgeführt. Davon waren lediglich 236 Verstöße. Zufallsfunde eingeschlossen.

Vielleicht könnte der Blick stattdessen darauf gelenkt werden, dass gesellschaftliche Ausgrenzung in strukturell benachteiligten Gebieten wie dem im Leipziger Osten vorkommt: Segregation auch durch fehlende Integration und Sozialarbeit, die wachsende Privatisierung von Wohneigentum und dadurch steigende Mietpreise schreitet in Leipzig voran. Und die Taz fragt: „Wird der Leipziger Osten vergessen, weil hier die Armen wohnen?“

Abgesehen davon, dass die gewählte ordnungspolitische Maß-

nahme ein Schuss in den Ofen war, ist kritisch zu betrachten, welche Auswirkungen die Legitimation dieser Maßnahme hat. Denn laut Juliane Nagel (Die Linke) kann der Polizei kein größeres Einfallstor für Racial Profiling geöffnet werden. Und die selektive Kontrolle von migrantisch aussehenden Menschen stelle einen Ausdruck von institutionalisiertem Rassismus dar und verstärkte Stigmatisierung aufgrund von äußeren Merkmalen.

Vielleicht handelt es sich hier auch einfach um sächsische Symbolpolitik. Zum Glück bleiben die Schilder erstmal stehen, damit weiter davon Fotos gemacht werden können. Tatsächlich sind sie das Prägnanteste, was in den drei Jahren durch die Waffenverbotszone erreicht wurde. Vermutlich auch das Einzige.

Hannah Arnim



Pläne zum Ausbau noch nicht vom Tisch (Karikatur zu Seite 2)



Einigung: museal-sakraler Mehrzweckbau (Karikatur zu Seite 5)

Karikaturen: Dennis Hänel

Kommentar
zu Seite 10

Wenn das Vorbild versagt

Leipzigs Universität muss grüner werden

Die Universität Leipzig tut sich schwer mit der Gründung eines sogenannten Nachhaltigkeitsbüros für seine Studierendenschaft.

Was zunächst nach vielversprechender grüner Alternative zu den herkömmlichen Hochschul-Gruppierungen klingt und sich in anderen Städten auch schon an Universitäten etablieren konnte, scheint recht schnell an den üblichen universitären Grenzen zu scheitern.

Ein eigens für Nachhaltigkeitsbelange gegründetes Büro an der Universität könnte ein genauso richtiger wie wichtiger Schritt sein, den Campus, die Lehrenden und die Studierenden für ein bewussteres Leben und Nachhaltigkeit zu sensibilisieren.

Dass hierbei nun die altbekannte Finanzierungsfrage das

Projekt vorerst verhindert, kann als Indikator für die weiterhin nicht ernstgenommene Problematik unserer Klimapolitik gesehen werden. Dass Studierende sowie Mitarbeitende der Universität dennoch weiter versuchen, das Projekt wie an anderen Universitäten endlich an den Start zu bringen, zeigt die Dringlichkeit und Bereitschaft für einen grüneren Campus. Die Universität als Bildungseinrichtung sollte schließlich auch einer gesellschaftlichen Vorbildfunktion im Bereich Klima- und Umweltschutz gerecht werden und als Multiplikatorin wirken können.

In Dresden war die studentische Initiative bereits erfolgreich und darf ab Mitte dieses Jahres ein Green Office ihr Eigen nennen. Die Initiative erarbeitete einen ersten Kon-

zeptentwurf für die Technische Universität Dresden und wandte sich damit an die Gruppe Umweltschutz des Dezernats Gebäudemanagement. Diese unterstützte ab April 2020 die weitere Ausarbeitung der Idee im Rahmen des Projekts „Nachhaltiger Campus“. In Europa gibt es aktuell 62 Gründungsinitiativen und 49 etablierte Green Offices, elf davon allein in Deutschland, unter anderem in Konstanz, Berlin, Magdeburg und Darmstadt.

Es ist enttäuschend, dass die AG Nachhaltige Uni, die sich seit bereits mehreren Jahren an der Universität Leipzig um Umweltschutz und nachhaltige Entwicklung in Forschung, Lehre und Governance bemüht, nun mit einem Schulterklopfen und „vielleicht nächstes Jahr“ abgespeist wird.

Als wäre der Klimanotstand ein vielleicht eintretender, aber nicht unbedingt akuter Notstand und schon gar kein Notstand in dessen Lösungsansätze man seitens der Uni zu investieren habe. Gerade als wissenschaftliche Institution wäre es konsequent und angebracht, den Warnungen der Wissenschaft bezüglich der Klimakrise und somit auch den unbedingt notwendigen Konsequenzen nicht nur Rand-Beachtung zu schenken, sondern schnellstmöglich danach zu handeln.

Es ist ein Thema, das uns alle etwas angeht und die Bereitschaft, ein Leipziger Green Office zu gründen, sollte nicht nur aus vorübergehendem Trend-Tatendrang von Seiten der Studierendenschaft kommen.

Leoni Habedan

12 Juli Montag
Lesung und Gespräch
 In seinem ungewöhnlichen Essay „Drei Fliegen. Über Gedichte“ tastet Nico Bleutge nach der Bedeutung von Wörtern und taucht ein in die Sprachwelten anderer Schreibender. Immer verknüpft er den genauen Blick des Dichters mit eigenen Erinnerungen und Reflexionen. Er lauscht den morgendlichen Fliegen am Fenster, vertraut der Kraft der Imagination und wird am Ende selbst zur Fliege. Im Literaturhaus liest er aus dem Essay und spricht über sein Schreiben.
 | Ort: Garten des Literaturhauses | Zeit: 19:30 Uhr | Eintritt: 3 bis 5 Euro

13 Juli Dienstag
Lesung und Gespräch
 Patricia Holland Moritz zeichnet in ihrem neuen Roman „Kaßbergen“ das Panorama einer Stadt im 20. Jahrhundert, die nicht nur Eingeweihte unerschwer als Chemnitz – zwischenzeitlich Karl-Marx-Stadt – erkennen werden. Dort versucht die junge Ulrike aus der spießigen Enge des Viertels Kaßbergen auszubrechen und stolpert Mitte der 70er Jahre in die Welt der Künstler, Punks und Schriftsteller hinein. Nach der Lesung spricht die Autorin mit Literaturagentin Christine Koschmieder über ihr Buch.
 | Ort: Zoom, Link über die Seite des Zeitgeschichtlichen Forums | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

Konzert
 Mit ihrer einfühlsamen Stimme, vielfältigen eigenen Liedern und Neuinterpretationen bekannter Songs begleitet euch die junge Sängerin Nora Lyn Handschuh durch einen entspannten Abend.
 | Ort: Tonelli's | Zeit: 20 Uhr | Eintritt: frei

14 Juli Mittwoch
Performance
 Die französische Künstlerin und Stipendiatin der Halle 14 Magali Desbazeille präsentiert eine Arbeitsfassung ihrer Performance „Your Opinion Matters #2“. Darin setzt sie sich mit den allgegenwärtigen Bewertungsritualen in unserer digitalen Leistungsgesellschaft und ihren blinkenden Bildwelten aus Sternchen, Smileys und Daumen auseinander.
 | Ort: Halle 14 | Zeit: 16 und 19 Uhr | Eintritt: frei

15 Juli Donnerstag
Führung
 In keiner Region der Welt erscheinen mehr Übersetzungen als in Europa. Diese Vielfalt nimmt die Deutsche Nationalbibliothek zum Anlass, dem Thema Übersetzen eine Ausstellung zu widmen. Bei der etwa halbstündigen Führung bekommt ihr sowohl Einblicke in das manuelle Übersetzen als Tätigkeit zwischen Kunst und Handwerk als auch in die Möglichkeiten und Grenzen der maschinellen Übersetzung.
 | Ort: Deutsche Nationalbibliothek | Zeit: 17 Uhr | Eintritt: frei

16 Juli Freitag
Online-Programm
 Bei der Langen Nacht der Wissenschaften 2021 erwartet euch ein buntes digitales Programm. Zum Beispiel könnt ihr euch virtuell durch die Deutsche Nationalbibliothek führen lassen, vom Naturkundemuseum etwas über Genetik lernen und einem Vortrag von *Scientists For Future* zum Thema Klimakommunikation lauschen. Das gesamte Programm findet ihr unter www.wissen-in-leipzig.de.
 | Ort: online | Zeit: ab 18 Uhr | Eintritt: frei

Tipp des Monats

Systemsprenger

Pflegefamilie, Wohngruppe, Sonderschule: Egal, wo Benni hinkommt, sie fliegt sofort wieder raus. Die wilde Neunjährige ist das, was man im Jugendamt einen „Systemsprenger“ nennt. Dabei will sie doch nur wieder bei Mama wohnen!

Sommerkino an der Plagwitzer Markthalle

30. Juli, 21:30 Uhr

7 bis 10 Euro



Photo: ZDF

18 Juli Sonntag
Markt
 Auch dieses Jahr wird es leider kein Seifenkistenrennen auf dem Fockeberg geben, dafür liegt der Fokus auf dem Markt mit vielen bunten Ständen und Mitmachaktionen rund um die Seifenkiste, bei denen ihr euch kreativ einbringen könnt. Außerdem gibt es ein buntes Programm mit Artistik, Tanz, Musik und Theater.
 | Ort: Fockeberg | Zeit: ab 11 Uhr | Eintritt: frei

23 Juli Freitag
Nähkurs
 Das Projekt „gemeinsam schultern“, ein Nähkurs im Besonderen für Frauen mit Erfahrungen von häuslicher Gewalt, möchte Betroffenen einen geschützten Raum für offenen Austausch bieten. Der Kurs ist für alle Frauen offen und wird gestalterisch angeleitet von der Designerin Anna Spann und psychologisch begleitet von der Therapeutin Beatrix Stark.
 | Ort: Kunzstoffe | Zeit: immer freitags, 9:30 bis 12 Uhr oder 13 bis 16 Uhr | Eintritt: frei, Anmeldung über die Webseite des Projekts

28 Juli Mittwoch
Lesebühne
 Die Lesebühne Schkeuditzer Kreuz, bestehend aus Julius Fischer, Marsha Richarz, Hauke von Grimm, Franziska Wilhelm und Kurt Mondaugen, liest ihre neuesten Texte. Wenn ihr das Ticket an der Panometer-Kasse vorzeigt, kommt ihr sogar günstiger in die aktuelle Dauerausstellung „Carolus Garten“ (bis 5. September).
 | Ort: Sommerbühne am Panometer | Zeit: Einlass 18:30, Beginn 19:30 Uhr | Eintritt: 7,70 bis 9 Euro

31 Juli Samstag
Kurzfilmrolle
 8 Filme in 95 Minuten? Dafür braucht ihr keine Zeitmaschine, sondern nur die Oscar Shorts 2021. Das Werk 2 und das UT Connewitz zeigen euch die vielfältigen Nominierungen aus dem Bereich Animation. Auch mit diesem Ticket kommt ihr bis 5. September günstiger ins Panometer.
 | Ort: Sommerbühne am Panometer | Zeit: Einlass 20:30, Beginn: 21:15 Uhr | Eintritt: 6,60 Euro

25 August Mittwoch
Theater
 In „Max & Moritz aka Thelma & Louise“ zaubern die beiden Darstellerinnen Anne Rab und Katja Fischer eine weibliche Roadmovie-Version des klassischen Lausbubenstücks voller Banditenstrieche, Gefahren und schwarzem Humor.
 | Ort: Feinkost | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: 8 bis 12 Euro

4 September Samstag
Musikfestival
 Bei den Fünften Leipziger Tagentagen werden an zehn markanten Punkten im Leipziger Westen Klaviere und Flügel aufgestellt. Sie sind für alle freinutzbar, es gibt aber auch viele verschiedene Veranstaltungen wie Schnupperstunden, Konzerte oder Comedy-Programme. Das gesamte Programm findet ihr demnächst unter leipzigertagente.de.
 | Ort: verschiedene Standorte von Lindenau und Plagwitz bis zum Kulkwitzer See | Zeit: 10 bis 19 Uhr, bis 19. September | Eintritt: frei

Eingefärbte Termine sind kostenpflichtig.

LOCKER und LOSE
 Unverpacktes Leipzig
 Josephinenstr. 12 | 04317 Leipzig | www.locker-lose.de

Mo-Fr 9-19 Uhr | Sa 9-16 Uhr




DANKESCHÖN!

Für die außerordentliche Unterstützung unseres Crowdfunding-Projekts möchten wir uns ganz besonders bedanken bei:

Carl Ziegner (Abonnent des „Wein“-Pakets)

Familie Meller (Abonnentin des „Wein“-Pakets)

IMPRESSUM

luhze
 Leipzigs unabhängige Hochschulzeitung
 Lessingstraße 7
 04109 Leipzig
 Telefon: 01578 7015161
 E-Mail: chefredaktion@luhze.de

Online: www.luhze.de
 Twitter: @luhze_leipzig
 Instagram: [luhze_leipzig](https://www.instagram.com/luhze_leipzig)
 Facebook: [luhzeleipzig](https://www.facebook.com/luhzeleipzig)

Auflage: 10.000 Stück

Druck: MZ Druckereigesellschaft mbH
 Fiete-Schulze-Straße 3
 06116 Halle (Saale)

Herausgeber: luhze e.V.
 vertreten durch die Vereinsvorsitzenden
 Luise Mosig und Hanna Lohoff
 Geschäftsführer: Dennis Hänel

Anzeigen:
 Sophia Magdalena Schroth
anzeigen@luhze.de
 Preisliste 04/2019

Crowdfunding: Pauline Reinhardt (pr)

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
 Sophie Goldau (sg), Jonas Waack (jw)

Resortleitung:
 Hochschulpolitik: Theresa Moosmann (tm)
 Perspektive: Franz Hempel (fh)
 Leipzig: Friederike Pick (fp)
 Wissenschaft: Niclas Stoffregen (nts)
 Klima: Jonas Waack (jw)
 Rätsel: Lisa-Naomi Meller (lnm)
 Thema: Sarah El Sheimy (ses)
 Kultur: Sanja Steinwand (sst)
 Sport: Vincent Biel (vb), Sophie Berns (sb)
 Service: Hannah Arnim (ha)
 Kalender: Lisa-Naomi Meller (lnm)
 Foto: Vincent Biel (vb)
 Grafik: vakant
 Campuskultur: vakant
 Interview: Sophie Goldau (sg)
 Reportage: Jonas Waack (jw)
 Film: Lisa-Naomi Meller (lnm)

Redaktion: Julia Bartsch (jb), Yannick Beierlein (ymb), Leonie Beer (lb), Sarah Frese (sf), Dennis Hänel (dh), Johanna Klima (jk), Charlotte Nate (cn), Julia Nebel (jn), Adefunmi Olanigan (ao), Charlotte Paar (cp), Margarita Savina (ms), Nele Sikau (nes), Julie-Madeline Simon (jms), Lea Stanescu (ls), Natalie Stolle (nst), Elisabeth Winkler (ew), Martin Zielke (mz)

Geschäftsbedingungen:
 Alle Rechte und Irrtümer vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Die Redaktion behält sich das Recht auf Ver-

öffentlichung und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich (Ausnahme: Semesterferien) und ist kostenlos. Den Autorinnen und Autoren ist es freigestellt, in ihren Texten mit dem Gendersternchen zu gendern. Bei Texten ohne Autorennennung wird auf Sonderzeichen verzichtet, geschlechtsneutrale Sprache aber angestrebt.

Nächste Ausgabe: **04. Oktober**
 Redaktionsschluss: 23. September

Finde den Fehler

Wir verlosen acht Karten für Konzerte vom



Nach vielen Monaten der Schließung werden manche von euch die Uni vielleicht nicht mehr wiedererkennen. Vor allem der Innenhof hat sich im Lockdown ganz schön verändert. Könnt ihr alle fünf Fehler im rechten Bild entdecken?

Fotos: Vincent Biel, Pixabay; Montage: Lisa-Naomi Meller



WIR VERLOSEN:

je 1x2 Tickets für das Große Concert zum 40-jährigen Gewandhausjubiläum am 7. Oktober und das Große Concert am 28. Oktober und 2x2 Tickets für die „Kammermusik+“ am 28. November

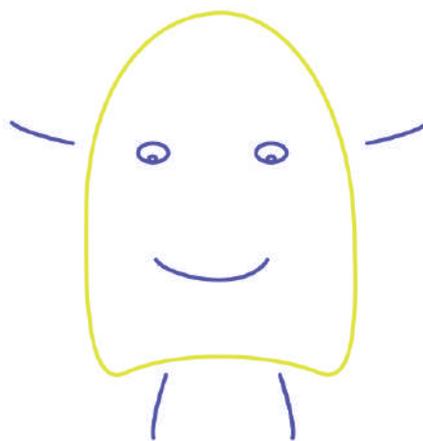
Um zu gewinnen, schickt die richtige Lösung bis zum 26. September 2021 an gewinnspiel@luhze.de.

Disclaimer: Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Gewinner bestimmt ein Zufallsgenerator. Schreib gern in die Mail, für welche Veranstaltung du Karten willst. Wenn alle die gleichen wollen, bestimmt auch das der Zufall. Wir verwenden deine Daten nur fürs Gewinnspiel. Redaktions- und Vereinsmitglieder von luhze sind vom Gewinnspiel ausgeschlossen.

Mithilfe des studentischen Vereins CampusInform wollen wir herausfinden, wer ihr – unsere Leserinnen und Leser – eigentlich so seid. Wir würden uns freuen, wenn ihr die Umfrage ausfüllt, die ihr über den QR-Code oder den Link auf luhze.de aufrufen könnt.



KLEINSTANZEIGEN



Have a great week!

Xing, Facebook und LinkedIn sind dir nicht seriös genug?! Kein Problem: Wir schreiben dir deinen eigenen Wikipedia-Artikel inkl. relevantem CV. Chiffre: 0311

Alles Gute zum Geburtstag, Schwesterherz! Das hier ist mein viel coolerer Ersatz für eine Postkarte. Bin gespannt, ob du es entdeckst. Bis bald, L <3